

Besprechungen

Dimitris K. AGORITSAS, Βίος καὶ πολιτεία τῶν ὁσίων Νεκταρίου καὶ Θεοφάνους τῶν Ἀψαράδων κτιτόρων τῆς Ἱερᾶς Μονῆς Βαρλαάμ. Βίος – διαθηκῶν γράμμα – ἐγκωμιαστικά κείμενα. Meteora: Hiera Mone Barlaam 2018. 282 S. ISBN 978-61-880-974-21.

Im Jahr 1517 gründeten die aus der vornehmen Familie Apsarades stammenden Brüder Nektarios und Theophanes das Barlaam-Kloster in Meteora, nachdem sie einige Jahre als Einsiedler in ihrer Heimat Ioannina verbracht hatten. Ihr Leben, und somit die ersten Jahre des Barlaam-Klosters, dokumentieren die zwei Gründer in fortgeschrittenem Alter in zwei autobiographischen Texten: einem nachträglich betitelten „βίος καὶ πολιτεία“, und einem Testament. Nach dem Tod seines Bruders verfasste Nektarios ein weiteres Testament. Darauf basierend verfassten jüngere Zeitgenossen und spätere Verehrer weitere hagiographische Texte. Das Leben und Werk der Apsarades-Brüder wurde jedoch bis jetzt in der Fachwelt nur sporadisch untersucht; auch die Quellentexte waren in Editionen publiziert, die modernen wissenschaftlichen Kriterien nicht genügen. Diese Lücke schließt nun Dimitrios K. Agoritsas (A.), der sich bereits in früheren Publikationen mit der Lokalgeschichte Thessaliens in der spätbyzantinischen und frühosmanischen Zeit u.a. anhand von Texten aus den Handschriftensammlungen der Meteora-Klöster befasste.

In den Prolegomena (S. 37–80) untersucht A. den historischen Kontext sowie das Leben und Werk der zwei Brüder anhand der im Band edierten Texte und weiterer Quellen. Die ausführliche paläographische und kodikologische Beschreibung der bisher wenig beachteten Handschriften kann auch als Beitrag zur Frühgeschichte des Barlaam-Klosters gelesen werden; denn sie sind alle im Barlaam-Kloster, teilweise sogar schon zu Lebzeiten der Apsarades-Brüder oder kurz nach ihrem Tod entstanden. Die herangezogenen Codices sind Athonensis Panteleimon 172 (olim Meteorensis Barlaam), Meteorensis Barlaam 275, Meteorensis Barlaam 180 und Meteorensis Barlaam 281.

Im Editionsteil (S. 81–213) ediert A. insgesamt 14 Prosatexte (hymnographische Werke werden in den Prolegomena besprochen, hier aber nicht ediert). Diese sind 1) die Autobiographie der Apsarades-Brüder („βίος καὶ πολιτεία“, BHG 2287), 2) das Testament der Apsarades-Brüder („διαθηκῶν γράμμα“, BHG 2286), 3) das Testament des Nektarios zum Nikolaos-Kloster in Lepenos („διαθηκῶν γράμμα“; die Handschrift gilt inzwischen als verloren, daher basiert die Edition auf den früheren Editionen durch DUCHENSE – BAYET und MIKLOSICH – MÜLLER), 4) der Bericht des Hieromo-

nachos Kassianos des Arabers, 5) das Enkomion (ὀπόμενον ἐγκωμιαστικόν) des Demetrios Talas (BHG 2288), 6) eine Grabrede (ἐπιτάφιον) auf Theophanes, 7) eine Akrostichis auf beide Brüder, und 8) ein Sigillion des Patriarchen Hieremias I., das das Testament der Apsarades-Brüder bestätigt. Diese Texte außer Nr. 3 und 4 wurden im Codex Meteorensis Barlaam 281 in einer literarischen „Volkssprache“ paraphrasiert und von A. getrennt ediert (S. 169–213). Die kritische Edition ist gut gelungen. Es fehlt jedoch ein Apparat mit der *traditio textus*, der einen Überblick der Überlieferung jedes dieser 14 kurzen Texte schaffen würde. Besonders hilfreich sind die ausführlichen historisch-prosopographischen Kommentare zu den edierten Texten.

Es folgen eine englische Zusammenfassung, ein Glossar zu den volkssprachlichen Texten des Codex Barlaam 281, sowie Indices und Tafeln. Das Glossar ist an sich nützlich, weist aber einige Schwächen auf: Es ist nicht klar, nach welchen Kriterien es erstellt wurde, die Verweise sind lediglich auf die Seiten der Edition (ideal wären Verweise auf Text und Zeile), und bei der Lemmatisierung sind einige Fehler passiert (z.B. der Nominativ ἀδελφότητα, obwohl das Wort in allen Stellen der dritten Deklination folgt).

Das vorliegende Buch bietet eine zuverlässige Edition und fundierte Kommentare, und ist somit ein wichtiger Beitrag zur Geschichte von Meteora und allgemein zur Lokalgeschichte von Ioannina und Thessalien im 16. Jahrhundert. Eine besondere Erwähnung gebührt dem ästhetisch gelungenen Umschlag mit zeitnahen (a. 1548) Abbildungen der zwei Gründerbrüder durch den Ikonenmaler Phrangos Katelanos. Es ist auch positiv hervorzuheben, dass das Barlaam-Kloster als Verleger eine wissenschaftlich anspruchsvolle Publikation zur eigenen Geschichte unterstützt.

Eirini Afentoulidou
Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut
für Mittelalterforschung, Abteilung Byzanzforschung,
Hollandstraße 11–13/4, A-1020 Wien
Eirini.Afentoulidou@oeaw.ac.at

Coptica Palatina, Koptische Texte aus der Heidelberger Papyrussammlung (P.Heid.Kopt.), bearbeitet auf der Vierten Internationalen Sommerschule für Koptische Papyrologie, Heidelberg, 26. August–9. September 2012 (*Studien und Texte aus der Heidelberger Papyrussammlung* 1), hrsg. von Anne BOUD'HORS – Alain DELATTRE – Gesa SCHENKE – Tonio Sebastian RICHTER – Georg SCHMELZ. Heidelberg: Hei-

delberg University Publishing 2018. IX + 170 S., Taf. I-XXVII. ISBN 978-3-946054-43-6.

Die hier zu besprechende Publikation versammelt die Beiträge zur „Vierten Internationalen Sommerschule für koptische Papyrologie“, die im Jahr 2012 in Heidelberg organisiert wurde. Im Folgenden sollen die einzelnen vorgelegten Deutungen und Datierungen der edierten Papyri besprochen werden:

In der Einleitung wird über die koptischen Texte in der Heidelberger Papyrussammlung Auskunft gegeben. Die koptischen Papyri, Pergamente, Papiere und Ostraka stellen dort nach dem griechischen und arabischen Material die drittgrößte Gruppe dar (S. 1). Die Erwerbungs-geschichte der Objekte reicht bis ins Jahr 1897 zurück (S. 1). Die überwiegende Mehrheit der Heidelberger Coptica lässt sich dem dokumentarischen Sujet zuordnen (S. 9).

I. MIROSHNIKOV legt mit P.Heid. Inv. Kopt. 644 und Louvre Inv. E 10040 zwei neue Fragmente der sahidischen Version des Martyriums von Paese und Thecla vor. P. Heid. Inv. Kopt. 644 datiert vielleicht ins 10. Jahrhundert und stammt aus Touton. Der supralineare Strich wurde in der Regel zu Punkten reduziert (S. 22). Der fayumische Einschlag des Textes geht u. a. aus dem teilweisen Gebrauch der vollen Form des bestimmten Artikels vor Wörtern mit einfachem konsonantischen Anlaut sowie der Phraseologie des Kolophons hervor (S. 22). Louvre Inv. E. 10040 datiert vielleicht ins 10. Jahrhundert und könnte im Weißen Kloster von Sohag gelagert haben.

S. 26: Die Wiedergabe „for [it was him] who [provided...]“ täuscht einen Spaltsatz vor, es handelt sich aber um einfaches Perfekt mit antizipiertem pronominalem Subjekt, ergo: „as for [him], he [provided...]“

S. 30: Die Übersetzung „and the duke was angry“ ist in „and the duke became angry“ zu ändern.

K. DOSOO stellt P.Heid. Inv. Kopt. 95 mit Fragmenten biblischer Poesie vor. Die Datierung verweist ins 7.–8. Jahrhundert, die Provenienz muss unbekannt bleiben. Der in Standardsahidisch gehaltene Text zeigt sich leicht fayumisch beeinflusst (S. 33).

S. 36: Die Übersetzung Fr 2 Front/5 „and you did them for us“ muss in „that you did for us“ geändert werden; die Übersetzung Fr 1 Back/2 kann zu „comes/came to this place“ vervollständigt werden; die Übersetzung Fr 1 Back/6 „he went to a city“ muss in „he came to a city“ korrigiert werden; die Übersetzung Fr 1 Back/8 „a Samaritan woman who was“ muss richtig „a Samaritan woman who has“ lauten; die Übersetzung Fr 1 Back/9 „saying to her“ muss einfach „saying“ heißen: der vermeintlich feminine Rückbezug ist nichts anderes als das obligatorische neutrische Objekt nach „sagen“! Die Übersetzung Fr. 2 Back/5 „Jesus, who was sitting upon [“ ist in „Jesus, while he was sitting upon[“ zu verbessern; die Übersetzung Fr 2 Back/8 „...he agreed to it because the wom[an“ ist in „...he agreed to it because of the wom[an“ umzuwandeln.

M. MALEVEZ präsentiert P.Heid. Inv. Kopt. 250 mit Fragmenten eines fayumischen Kodex.

S. BECK legt eine Edition von P.Heid. Inv. Kopt. 408 vor. Das Stück kann ins 10.–11. Jahrhundert datiert werden, Vermutungen zur Provenienz deuten auf Al-Ashmunein oder

das Fayum hin. Der Inhalt umfasst eine Herstellungsanleitung und zwei Sprüche. Die Beschwörungen setzen mit Historiolen ein, die Bezüge zum Testament des Solomon haben (S. 45). Die Sprachform entspricht dem Sahidischen, das mittelägyptische Dialekteinflüsse zeigt (S. 46).

S. 49: Die häufige futurische Wiedergabe der Aoriste scheint vor dem Hintergrund der sonst üblichen Praxis eher befremdlich.

S. 50: Das angeblich pluralische resumptive Element nach dem singularischen „Wasserrad“ ist längst nicht so erstaunlich, wie die Autorin glaubt: das Phänomen ist leicht durch einen Hörfehler der nach Vokal ähnlich klingenden Suffixpronomen 3. Person Singular Maskulinum und 3. Person Plural zu erklären. Die Erscheinung kommt dutzende Male vor.

A. MIHÁLYKÓ stellt P.Heid. Inv. Kopt. 407 vor, der einen Amulett-Text gegen Fieber trägt. Die Datierung lässt sich ins 11.–12. Jahrhundert vornehmen, die Provenienz muss offen bleiben. Der Text hebt auf die drei Jünglinge im Feuerofen aus dem Buch Daniel ab, was für Antifiebersprüche nicht ungewöhnlich ist. Die *voces magicae* greifen vielleicht auf griechische und gnostische Formen zurück (S. 54).

Chr. THEIS publiziert P.Heid. Inv. Kopt. 236 mit Fragmenten einer Tagewählerei. Der Papyrus stammt aus dem 8. Jahrhundert, die Herkunft ist wohl aus Aschmunein anzunehmen. Das Dokument zeichnet sich als graphische Besonderheit durch häufige Ligaturen aus (S. 56).

S. 58: Die Übersetzung „[Eine Fr]a[u, die] einen Mann heiratet, sie wird sich scheiden lassen und sie werden beschämt werden“ muss in „[Eine Fr]a[u die] einen Mann heiraten wird, wird sich scheiden lassen, indem sie beschämt werden“ geändert werden; die Übersetzungen „Eine Frau, die (an jenem Tag) gezeugt wird, ...“ und „ein Mann, der (an jenem Tag) geboren wird“ müssen in „Eine Frau, die gezeugt werden wird“ und „ein Mann, der geboren werden wird“ korrigiert werden; die Übersetzung „[so]wie gib (deine) Kinder nicht in ein Handwerk“ muss in „[so]wie gib deinen Sohn nicht in ein Handwerk“ verbessert werden.

S. 59: Die Bezeichnung „Präteritum“ in c beruht auf einem Lapsus, richtig: „Perfekt“!

S. 61: Die mehrfachen futurischen Relativsätze könnten auch generalisierende Bedeutung haben, im Sinne „Wer auch immer...“; die Übersetzung „Weg, der weit ist“ muss in „Weg, der fern ist“ geändert werden.

S. ADEL und A. BOUD'HORS veröffentlichen P.Heid. Inv. Kopt. 172. Der Papyrus datiert ins 7.–8. Jahrhundert und stammt aus Aschmunein. Beim Text handelt es sich um einen Brief mit unbekanntem Adressaten. Die Form des Konjunktivs mit „ta“-Präfix vor der 1. Person Plural weicht vom sonstigen Gebrauch ab (S. 66).

L. BLUMELL befasst sich mit P.Heid. Inv. Kopt. 75. Der Papyrus ist dem 7.–8. Jahrhundert zuzuweisen, über die Herkunft sind keine näheren Informationen verfügbar. Der Inhalt besteht aus einem Brief.

S. 70: Die Übersetzung „our most famous dux“ muss zu „our lord, the most famous dux“ ergänzt werden.

A. BOUD'HORS betrachtet P.Heid. Inv. Kopt. 211, der zum Dossier des Bischofs Taurinos von Apollonopolis gehören könnte. Das Alter lässt sich auf das 6.–7. Jahrhundert schätzen, die Herkunft ist aus Apollonopolis zu vermuten.

R. BURCHFIELD ediert P.Heid. Inv. Kopt. 125. Die Datierung lässt sich mit dem Anfang des 8. Jahrhunderts fixieren, die Provenienz hat als unbekannt zu gelten. Der Inhalt ist als Brief zu identifizieren.

Gr. CLAYTOR setzt sich mit P.Heid. Inv. Kopt. 313 auseinander, bei dem es sich um einen Brief handelt. Die Datierung kann ins 7.–8. Jahrhundert erfolgen, die Herkunft aus Hermupolis besitzt die größte Wahrscheinlichkeit.

S. 83: Die Übersetzung „I [have] received your letter, I read it...“ muss in „I [have] received your letters. I read them...“ geändert werden; die Übersetzung „No one who plunders sheep shall find/hit (?)“ muss in „the people, while they plunder sheep on the days“ korrigiert werden: die Interpretation als Sprichwort erübrigt sich so und die im Kommentar zur Stelle erwähnten „Kühe“ büßen ihre Daseinsberechtigung ein – es sind stattdessen „Tage“, vor denen wie üblich die volle Form des bestimmten Artikels verwendet wird; die Übersetzung „my heart suffers for you“ muss richtig „my heart is in distress for you“ heißen.

Fr. KRUEGER diskutiert P.Heid. Inv. Kopt. 51, der einen Brief enthält. Die Datierung verweist u. U. in das 4. Jahrhundert, eine Herkunft aus Ashmunein ist zu erschließen.

N. QUENOUILLE erörtert P.Heid. Inv. Kopt. 108, hinter dem sich ein Brief verbirgt. Das Alter spricht für eine Datierung in das 8. Jahrhundert, die Herkunft kann auf den hermopolitanischen Gau eingengt werden.

A. ST DEMIANA stellt P.Heid. Inv. G 141 verso vor. Das 7.–8. Jahrhundert kann als Datierung vermutet werden, die Herkunft ist unklar. Das Dokument stellt einen in Standard-sahidisch geschriebenen Brief dar.

S. 94: Die als eine von drei Alternativen gegebene Übersetzung „I have forgiven the woman for your sake“ scheidet von Natur her aus, da die Frau koptisch im Dativ stehen müsste.

L. VANDERHEYDEN diskutiert P.Heid. Inv. Kopt. 174, dessen Text als Brief zu entziffern ist. Ende 6.–Anfang 7. Jahrhundert (?) kommt für die Datierung in Frage, der hermopolitanische Gau ist für die Herkunft in Betracht zu ziehen.

H. BELAL rückt P.Heid. Inv. Kopt. 58 in den Fokus. Die Datierung verweist in das 8. Jahrhundert, als Herkunft kristallisiert sich der hermopolitanische Gau heraus. Die Textgattung ist als Homologie zu verstehen.

S. 103: Die Übersetzung „(and) I swear by...“ ist in „while I swear by...“ zu ändern.

L. BERKES lenkt das Interesse auf P.Heid. Inv. Kopt. 25. Dem Alter nach gehört das Stück wohl in das 7. Jahrhundert, die Herkunft ist im hermopolitanischen Gau zu vermuten. Der Text wurde in Standardsahidisch mit geringen mittel-ägyptischen Einflüssen verfasst (S. 105). Das Dokument ist als Brief über die Lieferung von Ziegeln aufzufassen.

L. BERKES macht den Leser mit P.Heid. Inv. Kopt. 199 vertraut, in dem juristische Dokumente überliefert sind. Das späte 7.–8. Jahrhundert kann als Datierung angenommen werden, der hermopolitanische Gau ist als Herkunftsort zu vermuten.

S. 111: Die Übersetzung „I swear an oath before God“ ist zu „I swear an oath to you before God“ zu vervollständigen.

S. 112: Die Übersetzung „I have asked free man“ ist zu „I have asked also free man“ zu komplettieren.

A. I. BLASCO TORRES wendet sich P.Heid. Inv. Kopt. 112 zu. Das Dokument ist als kurzer Vermerk über eine Weinlieferung zu interpretieren. Die Datierung ist im 8. Jahrhundert, die Provenienz in Bawit zu suchen.

A. I. BLASCO TORRES bearbeitet P.Heid. Inv. Kopt. 124. Das 8. Jahrhundert kann als Datierung angenommen werden, die Herkunft ist im Bawit zu suchen. In dem Schriftstück wurde eine Weizenlieferung registriert.

R. BURCHFIELD diskutiert P.Heid. Inv. Kopt. 110, der sich als Empfangsbestätigung erweist. Eine Datierung ins 7. Jahrhundert (?) ist zu vermuten, die Herkunft weist auf Ashmunein hin.

E. GAREL richtet den Blick auf P.Heid. Inv. Kopt. 70. Das 8. Jahrhundert ergibt sich als Datierung, die Provenienz verweist auf Hermupolis. In dem Dokument wurden Erbschaftsfragen zwischen zwei Geschwistern geklärt.

Fr. KRUEGER führt P.Heid. Inv. Kopt. 60 in die Debatte ein. Die Datierung ist im späten 7.–frühen 8. Jahrhundert anzusetzen, die Herkunft in Esna. Der Text ist im Zusammenhang mit den umayyadischen Seeangriffen auf Byzanz zu sehen. Das hiesige Beispiel steuert den ersten Beleg für die Mobilisierung von Matrosen zwecks solcher Razzien im frühislamischen Ägypten außerhalb von Jeme und Aphrodito bei (S. 137).

N. QUENOUILLE konzentriert sich auf P.Heid. Inv. Kopt. 315, der als Lieferschein zu deuten ist. Das Alter lässt sich auf das 8. Jahrhundert festlegen, eine Herkunft aus Bawit ist zu erwägen. Das Dokument spielt offenbar auf Hafenarbeiten von Mönchen beim Be- und Endladen von Schiffen an (S. 142).

V. Walter geht auf P.Heid. Inv. Kopt. 238 ein. Die Textgattung ist vielleicht als Empfangsbestätigung zu verstehen. Das 7.–8. Jahrhundert kann als Datierung angenommen werden, eine Herkunft aus dem hermopolitanischen Gau ist zu vermuten.

Die Indices (S. 149–169), Konkordanz (S. 170) und Tafeln (I–XXVII) bilden den formalen Abschluss.

Das Buch löst beim Rezensenten in der Endbewertung ein zwiespältiges Echo aus. Die Lesungen muten durchaus ansprechend an. Die Beiträge hätten aber z. T. von einer sorgfältigeren fachlichen Betreuung profitiert. Die vielen kleinen Flüchtigkeitsfehler wären so vermeidbar gewesen. Die Einleitung ist technisch etwas verunglückt.

Stefan Bojowald
Ägyptologisches Seminar, Universität Bonn,
Brühler Straße 7, D-53119 Bonn
stefan.bojowald@t-online.de

Jean-Claude CHEYNET, *Les sceaux byzantins de la collection Yavuz Tatiş*. Izmir: Eigenverlag 2019. 464 S. ISBN 978-605-68527-1-8.

Yavuz Tatiş in Izmir ist einer der erfolgreichsten türkischen Sammler byzantinischer Bleisiegel. Er konnte mit Jean-Claude Cheynet einen der besten Spezialisten für die Edition seiner *Collection* gewinnen, wozu ihm zu gratulieren ist.

Die Sammlung umfasst mit über 460 Stück neben bekannten Typen auch viel interessantes neues Material, das hervorragend aufbereitet wurde. Der vorbildliche Kommentar setzt sich auch mit Parallel- und sehr ähnlichen Exemplaren (bisweilen auch unpublizierten) sowie der entsprechenden Literatur auseinander. Wie üblich sind auch schlechter erhaltene bzw. fragmentierte Siegel darunter, für die bisweilen nur eine erste Hypothese geboten werden konnte. Um die zu meist 3:2 oder sogar 2:1 vergrößerten, hervorragenden Farbabbildungen (Photograph war Arif Yacı) zur Geltung zu bringen, wurde Kunstdruckpapier verwendet, was den Katalog relativ schwer macht.

Um den Wert des Kataloges zu erhöhen, dürfen wir zu einzelnen Stücken kurz Stellung nehmen.

2.1. In der Nachfolge von Zacos und Veglery (1359) werden die beiden lateinischen Buchstaben auf der Rückseite des in vielen Exemplaren überlieferten Kosmas-Siegels (in dieser Sammlung allein neun Stück, alle aus Adana) oft als *illustris* interpretiert, Cheynet aber liest richtig *as(ecretis)*.

2.21. Das Siegel ist im unteren Teil schlecht erhalten; die Kombination Protonotarios des Genikon und Eparchos ist verdächtig.

2.24. Dieser Theodoros Anthypatos Patrikios war nicht ἐπι τῶν οικειᾶκῶν, sondern ein Hagiozacharites mit den Rangtiteln Anthypatos Patrikios Bestes; auf einem Parallelstück der ehem. Sammlung Zacos ist nach ΠΑΤΡΙΚ, zu lesen: RECTI ΤΩ ΑΓ.ΖΑΧΑ., Dieser Mann wurde bald danach Magistros und Genikos Logothetes (Auktion Neumann 81, 1.9.2019, 732).

2.23. Komplizierte Blockmonogramme dieser Art sind kaum sicher lesbar, der Vorschlag allerdings ansprechend.

2.32. Die weitgehend zerstörten letzten Zeilen können durch das Parallelstück *DOSeals IV 22.24* rekonstruiert werden: Theodoros war auch Richter des Belon und von Armeniakon.

2.41. Ein weiteres Parallelstück in der ehem. Sammlung Zacos. Azarias würden wir mit arabischem Azhar verbinden.

2.52. War Konstantinos vielleicht τρακτηυτῆς τοῦ προέδρου?

2.53. Für diese Monogramme würde ich Αβραμίου ἀσηκρήτου vorziehen.

2. 68. Stammt dieses stark beschädigte Siegel vielleicht von Andreas als Tagmatophylax?

2.71. In der ersten Revers-Zeile könnte RECT, gestanden haben.

2.74. Dieser Stratege Leon war nicht ὦ [τ]οῦ Δεπ(στάτου) sondern ein Goudeles, wie das Parallelstück DO 58.106.3747 beweist. Zu dieser Person vgl. WASSILIOU-SEIBT, Metr. Corpus 2535 und JORDANOV, Corpus III 1556.

2.78. Als Name käme vielleicht Zomes in Frage.

3.5. Monostrategos sollte nicht ausgeschlossen werden; am Beginn der Revers-Legende fehlt eine Zeile!

3.7. Ein weiteres Parallelstück im Museum Yozgat.

3.10. Dieser Christophoros (Bulgaris?) ist ein neuer Katepano von Antiochien (ca. 30er–40er Jahre des 11. Jahrhunderts).

3.39. Sollte am Beginn einfach [+] Π[A-V]ΑΩ zu lesen sein?

3.43 Ein weiterer Beleg für Erbebios Phrangopulos als Kommandant der Ostarmee unmittelbar nach Mantzikert.

3.48. Dieser Apelgaripes Chasanios (oder Kasanios) hatte wohl die Rangtitel Magistros Bestes.

3.61. Zwei weitere Parallelstücke in den Museen von Pergamon und Ödesmiş.

4.11. Ein sehr ähnlicher Typus in Athen (498 α) und im IFEB.

5.32. Ein interessantes neues Stück: Gabras Seleukeus (oder eher Seleukeas) Kuropalates.

5.35. Der Mann hieß sicher Leon, wie ein Parallelstück der ehem. Sammlung Zacos beweist, und er war kaiserlicher Protospatharios.

5.54. KOLTSIDA-MAKRE 193 ist ein sehr ähnlicher Typus desselben Phokas.

5.62. Dieser Tryphon Illustrios und Anthypatos ist wohl mit dem Stratelates und Anthypatos von Auktion Peus 376, 1266 (ein Parallelstück in Dumbarton Oaks) identisch.

5.64. Ein Magistros mit dem (seltenen armenischen) Namen Pazounes aus der Zeit Alexios' I.

5.66. Symeon Dukas Ampelas Magistros (späteres 10. Jahrhundert).

5.74. Dieses vollständig erhaltene Exemplar eines Sympatios Patrikios Anthypatos erlaubt die alte Arbeitshypothese von WASSILIOU-SEIBT, Metr. Corpus 245 zu korrigieren.

5.78. Ein Parallelstück in der Sammlung Utpadel (München).

5.92. Dieser früheste (publizierte) Akapnes (Theodoros Protospatharios) belegt diese Familie schon vor der Mitte des 10. Jahrhunderts.

5.98. Der Name Spandetos (1. Hälfte 8. Jahrhundert).

5.114. Ein Parallelstück im Benaki-Museum (13926).

6.2. Ein neues Siegel des Patriarchen Sergios II. mit einer Büste des hl. Sergios auf dem Avers.

6.9. War dieser Konstantinos Bischof von Adranoi Bithynias (Ἀδρανοῦς)? Cf. Athen 601.

6.13. Das Revers-Photo steht auf dem Kopf.

6.17. und 18. Parallelstücke im Museum von Pergamon.

6.26. Weitere Parallelstücke in der Sammlung Wassiliou-Seibt (14) und in Auktionen (ein Stück zuletzt in der Auktion Gorny & Mosch 160, 8.–9.10.2007, 2838, ein anderes in der Auktion Gorny & Mosch 142, 10.–11.10. 2005, 3347).

6.27. Leon war ἐπίσκοπος Σεττῶν, und nicht Bischof von Sion; cf. Auktion Münz Zentrum 150, 7.–8.1.2009, 600.

6.43. Zumindest auf dem Athener Parallelstück (abgebildet in *SBS* 8, 2003, 34, fig. 10) ist sicher Ἄ und nicht Ἀ zu lesen, weshalb wohl (πρώτω) vorzuziehen wäre. Ein weiteres Parallelstück in der Sammlung Weber.

8.8. Das Monogramm könnte Δαμιανουῦ bedeuten.

8.23. Für das Monogramm wäre Bakur zu überlegen.

8.37. Da das Monogramm kein Omikron aufweist, wäre eher an Leon zu denken (Λέωντι geschrieben).

8.48. Es folgt am Ende eine weitere Zeile mit etwa drei Buchstaben (der letzte ein Alpha). Leider ist auch das Parallelstück (DO 58.106.969) hier beschädigt.

8.55. Eher Eugenios. Das Gamma ist auf zwei rumänischen Parallelstücken noch besser zu erkennen.

11.13. Vielleicht war der Mann *καυστήρισιος* (im Patriarchat)?

Die byzantinische Siegelkunde ist durch ein weiteres Standardwerk bereichert worden.

Werner Seibt
Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut
für Mittelalterforschung, Abteilung Byzanzforschung,
Hollandstraße 11–13/4, A-1020 Wien
Werner.Seibt@oeaw.ac.at

Leah DI SEGNI – Yoram TSAFRIR, with Judith GREEN, *The Onomasticon of Iudaea-Palaestina and Arabia in the Greek and Latin Sources*, vol. II, Part I: Aalac Mons – Arabia, Chapter 4 and II, Part II: Arabia, Chapter 5 – Azzeira. Research Bibliography, Indexes and Maps. Jerusalem: Israel Academy of Sciences and Humanities 2017. 1413 pp. (11 maps). ISBN 978-96-520-820-22 and ISBN 978-96-520-822-82.

Following in the footsteps of an ambitious project started almost 50 years earlier by Michael Avi-Yonah, a prominent scholar and key figure of historical geography, the *Onomasticon of Iudaea-Palaestina and Arabia in the Greek and Latin sources* by Di Segni, Tsafirir and Green certainly does not fall short of expectations. The three volumes published so far, which should be considered as complementary, are one of the most valuable research tools a historian or archaeologist working in the area of the Southern Levant could wish for.

As stated in the first volume of the series, the author's intention is to collect every toponym, every settlement (cities, villages) and geographical entity (provinces, regions, mountains, rivers, etc.), and every ethnonym (ethnic, tribal names, etc.) recorded in all possible ancient sources dealing with Iudaea-Palaestina and Arabia. The literary and material sources covering, mentioning or discussing the area of these Roman provinces in the Hellenistic, Roman and Byzantine periods are carefully scrutinized and discussed in their respective section following a rigorous methodological approach.

The effort consists in the identification and organization of about 70 main texts that include descriptions, lists or references to toponyms covering all or part of the defined region. The catalogue of sources unfolds beginning with the inventory lists of Zenon's papyri, dated to 259 BC, moving on to authors such as Pliny the Elder, Josephus, Ptolemy etc., and a substantial section of late antique texts is added. One comes across pilgrim travelogues, hagiographic texts, papyri (Nessana, Petra) and lists of subscriptions of acts of Church councils and synods, as well as legends on local coins, mosaics, and less common texts and documents. The diverse sources used, comprising in total around 1,300 works written

and collected by more than 750 authors, makes the *Onomasticon* an impressive addition to extant scholarship.

This methodological approach is fully reflected in Vol. II (parts 1 and 2), starting with the letter A (Aalac Mons to Arabia). The toponyms are given in alphabetical order; beginning with a short description and followed by the mentions of the toponym in various sources in chronological order, each entry is accompanied by updated bibliographical references in abbreviated form (the full bibliography is in Vol. II.2). The Greek and Latin literary sources are provided in their original version, accompanied by an English translation with a brief description of the text. The depth of coverage and length granted to each toponym depends greatly on the historical importance of the site and the attention it received from ancient authors. A good example is Afaris, Vade Afaris, which is discussed in three pages (Vol. II.1, 183–185), while Arabia, land, people and province occupy a considerable part of Vol. II.1 and Vol. II.2 (Vol. II.1, 435–688; Vol. II.2, 689–872). In addition, the authors provide three appendixes, including a list of civil and military governors of Arabia, a comparative dating in the era of Arabia and the Arabo-Macedonian calendar, a very practical tool for the study of inscriptions, in addition to biblical references and exegeses.

The work in many cases includes numerous cross-references, preventing the reader from overlooking evidence or historical connections between toponyms. The author's approach definitely expands the research dimension of the work and allows one to move easily between the sections. Vol. II. 2 is concluded with an ample research bibliography, indexes of the toponyms in Latin, Greek, Syriac and Hebrew, a comparative table of geographical coordinates and 11 georeferenced maps. *The Onomasticon of Iudaea-Palaestina and Arabia in the Greek and Latin Sources* stands out as a monumental effort of immense value. It will undoubtedly become a much-consulted research tool, a fundamental starting point for many scholars of history, archaeology, historical geography, papyrology, related disciplines and cross-disciplines studying the territory of the provinces and their development across time. There is much to be gained from this work, which will hopefully encourage scholars of other linguistic areas to provide a similar collection of toponyms based on Arabic, Aramaic, Syriac, Georgian and Armenian sources that will certainly enrich knowledge of this region, of its settlements and people. All that remains is to express gratitude and congratulate the authors for their considerable and generous commitment, and for providing this valuable instrument that M. Avi-Yonah and Y. Tsafirir certainly would have been proud to see finally printed.

Basema Hamarneh
Institut für Klassische Archäologie, Universität Wien,
Franz-Klein-Gasse 1, A-1190 Wien
basema.hamarneh@univie.ac.at

Andrei GANDILA, *Cultural Encounters on Byzantium's Northern Frontier, c. AD 500–700. Coins, Artifacts and History*. Cambridge: Cambridge University Press 2018. 376 pp. ISBN 978-11-084-704-21.

The monograph under review emerged from Andrei Gandila's dissertation, which was completed under the supervision of Florin Curta at the University of Florida in 2013. Within Byzantium's northern frontiers, the core area of study is the lower Danube, with a focus on the territories of modern-day Romania and Bulgaria. In addition, Byzantine findings from regions to the west (middle and upper Danube) and to the east (north of the Black Sea) are taken into consideration. A comparative section is devoted to Byzantine frontiers in the Caucasus region. The book combines a systematic survey of archaeological findings stemming from Byzantine provinces (or "imitating" such material, with a focus on coinage) with elaborate theoretical and methodological discussions on their interpretation. For this purpose, Gandila consults observations on other frontier areas across time and space, from the Assyrian Empire of the 8th and 7th centuries BC in the Middle East to the colonial empires of the (early) modern period around the globe. The result is a most inspiring re-evaluation of frontier dynamics along Byzantium's "barbarian" borders, which is of relevance far beyond the area and period covered in the book.

The central aims of the volume are presented in a short introduction (pp. 1–9), which is followed by chapter 1 on "The Roman Frontier in Late Antiquity (pp. 10–32). Gandila discusses the concept of "frontier", reaching back to Frederick Turner, but especially focusing on research on Roman frontiers in the last decades, both in Europe as well as in the Middle East. For the Danube frontier, he contrasts "topos and reality" in historiography also for periods before and after the late Roman Empire to highlight the symbolic and physical function of the river as borderline (pp. 20–32). Chapter 2 establishes an "archaeological perspective" on "cultural diversity in the Danube region and beyond" in the 6th and 7th centuries (pp. 33–100), starting with a discussion of the regional cultural background on the basis of local ceramic production (pp. 33–41). The next section on "Byzantine Imports and Imitations in *Barbaricum*" (pp. 41–100) constitutes one of the pillars of Gandila's study. As he points out: "For lack of a better term imports will be defined here as any object produced in the Empire and brought to the territories beyond the Danube limes through economic or non-economic channels, either as basic goods or prestige items. Besides coins, discussed in the second part of the book, ceramics (amphorae, lamps), metal items (brooches, buckles, jewelry), and a number of Christian objects that cut across these categories constitute the main types of goods found north of the Danube. By necessity, the analysis of archaeological material often results in dense prose but it remains an indispensable component of any interpretive framework. Indeed, any attempt to gauge the Empire's cultural influence in *barbaricum* needs to be founded on a solid understanding of the archaeological evidence in its proper chronological and spatial context." (p. 41). On the subsequent pages (42–46),

the author, following the lead of his "mentor" (p. viii) Florin Curta, engages with the various national and nationalist prisms through which this material had been interpreted from the 19th century onwards, especially in Romania (where scholars argued for a strong continuity of Roman cultural patterns and interactions with the empire even after the end of provincial rule in Dacia in the 3rd century in order to establish a long *durée* of "Roman/Romanian identity" in these regions), but also in Bulgaria and Hungary, where the disrupting impact of the "barbarian" invasions was emphasised by researchers for the sake of their own national projects. Gandila also deals with these earlier (mis)conceptions and simplifications throughout the later sections of the book by providing a clear and objective outline of the actual explanatory value of the archaeological evidence. The spread of Early Byzantine amphorae, especially LR 1 and LR 2, illustrates the distributive function of the *annona*, intensified with the establishment of the *quaestura excercitus* by Emperor Justinian I, in the provinces to the south, but also the further diffusion of Roman goods such as wine and olive oil to the north of the Danube, up to the collapse of the frontier system in the early 7th century (pp. 46–52). Less clear is the background to the diffusion of clay and bronze lamps in areas more distant to the frontier, where their practical use was limited due to the lack of appropriate fuel (pp. 52–69); this may also account for their relatively limited numbers. Other metal objects such as brooches or buckles were in higher demand for decoration and as symbols of distinction, and there are also widespread hints for local metallurgical activity to the north of the Danube (pp. 69–100). Again, Gandila critically deals with attempts to claim ethnic backgrounds (such as "Slavic") for specific artefact types. Very contested in scholarship is equally the question of continuity of "Christianity North of the Danube" (pp. 101–130) after the Roman retreat in the late 3rd century and the weakening of Roman control over the northern Balkans in the late 4th century, with Romanian scholarship still today emphasising continuity, regarding "Romanization and Christianization" as the basis of "Romanian ethnogenesis", meaning "the formation of a Christian and Neo-Latin speaking nation which managed to preserve its Roman identity against all odds" (p. 103). Gandila, on the contrary, interprets the evidence (or lack thereof, regarding church buildings or Christian inhumation burials north of the lower Danube, for instance) much more carefully as a sign that "some individuals or communities of different ethnic background living in the shadow of the Empire decided to adopt the religion of Byzantium as a result of constant interaction, (...) encouraged by the cultural porosity of the Danube frontier" (p. 128). The book's findings so far on this "porosity" are summed up in chapter 4 on "Contact and Separation on the Danube Frontier" (p. 131–153), where Gandila puts them into the context of observations on other Late Roman frontiers such as in Arabia and Caucasia, but also of theories on the interaction between centres and peripheries such as Immanuel Wallerstein's "world-systems theory". Very diligently, the author explores both the merits and limits of such interpretative frameworks, arguing for a more nuanced "post-colonial concept of 'negotiated peripherality', which allows individuals living in the shadow of a world system to negotiate and decide which cultural traits to

adopt. The archaeological evidence from the Danube frontier (...) provides important confirmation of such practices. The circulation of Byzantine goods was more the result of human agency than of systematic action coordinated from the imperial core (...)” (pp. 133–134). He also points out that “the periphery was not just a passive recipient of cultural influences anxious to be acculturated. A vertical negotiation with the Byzantine world was probably doubled by a horizontal one between power circles in *barbaricum*. The fluidity of these exchanges means that such cultural distinctions do not always overlap with the political sphere of groups that dominated the region during the sixth and seventh century. Pre-modern cultural and political frontiers are rarely coterminous.” (p. 141).

Gandila provides a similar fresh view for the second pillar of his study, “the Flow of Byzantine Coins Beyond the Frontier” (chapter 5, pp. 154–190), a topic on which he has previously published a series of important studies before (see the bibliography of the book on p. 312). Due to the information on the date and mints (in the core areas of study in the 6th to early 7th century especially Constantinople, but also Nicaea, Kyzikos, Thessalonike or Antioch) of coins, they have been used intensively to reconstruct flows of Byzantine money to the north and their contexts (warfare, gifts and tribute, commercial exchange, etc.) as well as as anchor points for the dating of archaeological findings. Gandila highlights the problems of such attempts due to the uncertainties on the context and period of use of coins (or segments of coinage) ahead of their “interment” in a burial or other structures (on this see also pp. 245–247). While gold and silver coins were treasured for their material and symbolic value, this is much less the case for copper coins (*folleis*), whose purchasing power was limited outside the framework of the Byzantine taxation and monetary system. Nevertheless, impacts of major geopolitical changes such as the arrival of the Avars at the Danube in the 560s or the collapse of the Danube frontier system in the early 7th century can be identified in the flows of coinage or its hoarding. After the Avar defeat at the siege of Constantinople in 626, for instance, the former influx of Byzantine gold coins as tribute in the Carpathian Basin ended. Another, smaller flow, of Byzantine silver documented in hoards from the late 670s, however, may hint at a renewed interest in the region on the part of Constantinople to mobilise allies against the Bulgarian threat (pp. 186–188). In this context, a small mistake by Gandila has to be pointed out: the so-called first Arab siege of Constantinople between 674 and 678 (p. 187) has been identified as an artefact of Theophanes Confessor’s merging and mixing of events from earlier years by Marek JANKOWIAK (The First Arab Siege of Constantinople. *TM* 17 [2013] 237–320) and can no longer be used as the supposed fixed point in the Byzantine history of the late 7th century that it was considered by earlier scholarship.

In chapter 6, Gandila is “Putting the Danube into Perspective: Money, Bullion, and Prestige in Avaria and Transcaucasia” (pp. 191–242). The focus in the first section of this chapter (pp. 191–217) is on modern-day Georgia, where the political division between Lazica in the west and Iberia in the east and their respective connections to the neighbouring great powers of Rome and Persia allow for an interesting

comparison of the distribution of gold or silver coinage in these two spheres. In direct contrast with the lower Danube, Byzantine politics in the Caucasus region was characterised by “direct intervention and high expenditure (to) counterbalance Persian ambitions”, resulting in a much larger influx of coinage in the form of gifts and subsidies. A somehow comparable amount of Byzantine “investment” north of the Danube only became visible with the establishment of the Avar Khanate in the Carpathian Basin from 568 onwards (pp. 229–230), as reflected both in the numbers of gold coins paid as tribute according to the sources as well as the findings in the region—although the number of the later is relatively small in proportion to the amount mentioned in historiography (in total, “some six million solidi” or 27 tons of gold, p. 230). This may reflect the “prompt distribution” of coinage by the “khagan to his warrior elite” and the melting down of coins to “produce the spectacular jewelry often found in Avar-age cemeteries”. As Gandila points out, “gold became the quintessential symbol of elevated social status in the Avar world” (p. 230). Nevertheless, the Avars were able to adapt to the abrupt drop in the flow of Byzantine gold after the failed siege of Constantinople in 626, which may indicate the limited significance of these items for the “real” economy beyond symbolical capital (pp. 236–237).

In his last chapter 7, Gandila, based on these comparisons between three regions of influx of Byzantine money, reflects on “Money and Barbarians: Same Coins, Different Functions” (pp. 243–279). For this purpose, he consults findings on other examples of encounters between monetary and “non-monetary” societies and the (re-)use of coinage from the former in the latter for their “non-economic value”, ranging from Antiquity to colonial frontiers of the 19th and 20th centuries. Finally, he asks: “What was, then, the function of sixth- and seventh-century Byzantine coins in *barbaricum*?” Gold and silver coins, so he claims, “clearly served no monetary purpose. They were stored for their intrinsic value and constituted objects of prestige, much like Roman coins in the previous centuries.” (p. 261). Copper coins, on the other hand, may have also served as material for (less) valuable decoration and other metal objects; but without the context of the Byzantine monetary system, their value was limited, unless “barbarian” communities were “located very close to the Danube” and had “frequent contact with the Byzantine fortresses” which “permitted them to spend those coins fast” (p. 273). In a short conclusion (pp. 280–288), Gandila sums up his findings.

The extensive bibliography (pp. 289–362) is another proof of the wide-ranging and meticulous scholarship of the author in many languages beyond English. Strangely missing, however, are the important studies of Falko Daim, who has contributed significantly to the creation of “Byzantium at the Danube” as a field of research (see, for instance, *Die Awaren am Rand der byzantinischen Welt. Studien zu Diplomatie, Handel und Technologietransfer im Frühmittelalter*, ed. F. Daim. Innsbruck 2000, or F. DAIM, *Avars and Avar Archaeology: An Introduction*, in: *Regna and Gentes. The Relationship between Late Antique and Early Medieval Peoples and Kingdoms in the Transformation of the Roman World*, ed. H.-W. Goetz – J. Jarnut – W. Pohl. Leiden – Boston 2003, 463–570). Nevertheless, Gandila’s book is an

essential contribution on the Danube border in Late Antiquity and the study of Byzantine frontiers in general and an indispensable starting point for all further studies.

Johannes Preiser-Kapeller
Austrian Academy of Sciences, Institute for Medieval
Studies, Division of Byzantine Studies, Hollandstraße 11–13,
4th fl., A-1020 Vienna
Johannes.Preiser-Kapeller@oeaw.ac.at

Andreas E. GKOUTZIOUKOSTAS, Θεσσαλονίκη επιγραφικά μελετήματα. Χρονολογικές και ερμηνευτικές προσεγγίσεις βυζαντινών κτητορικών επιγραφών από τα τείχη της πόλης και τη βασιλική του Αγίου Δημητρίου. Thessalonike: Ekdoseis Baniias 2020. 262 S. ISBN 978-960-288-376-1.

Andreas E. G(koutzikostas), Experte für byzantinische Verwaltungsgeschichte, Sigillographie und Epigraphik an der Universität Thessalonike, analysiert in dieser Studie einige für Thessalonike bedeutende griechische Inschriften vom 5. bis 13. Jahrhundert, die auf den Befestigungsanlagen und in der Basilika des heiligen Demetrios angebracht sind. Manche Aspekte der in den Kapiteln diskutierten Inschriften hat G. bereits in früheren Beiträgen untersucht. Der Titel des Buches steht in der Tradition zweier antike Inschriften behandelnden Studien namens *Επιγραφικά Θεσσαλονίκη* des ebenfalls in Thessalonike tätigen Epigraphikers P. NIGDELES (*Επιγραφικά Θεσσαλονίκη. Συμβολή στην πολιτική και κοινωνική ιστορία της αρχαίας Θεσσαλονίκης*. Thessalonike 2006 u. IDEM, Bd. 2. Kerkyra 2015).

Das Buch beginnt nach einem knappen Vorwort mit einer ausführlichen Bibliographie (S. 11–51), die Abkürzungen, Quellen und Sekundärliteratur umfasst. G.s breite Kenntnis hinsichtlich früherer Arbeiten, auch sehr rezenter, ist bemerkenswert; man vermisst allerdings M. LAUXTERMANN'S zweibändiges Werk *Byzantine Poetry from Pisides to Geometres. Texts and Contexts (WBS XXIV/1–2)*. Wien 2003–2019. G. führt auf S. 40 nur Lauxtermann's überholte und schwer zugängliche Dissertation an der Universität Amsterdam aus dem Jahr 1994 (*The Byzantine Epigram in the Ninth and Tenth Centuries: A Generic Study of Epigrams and Some Other Forms of Poetry*) an. Manche Quellen liegen mittlerweile in Neueditionen vor: Georgios Kedrenos (*TARTAGLIA* 2016), Theophanes Continuatus I–IV (*FEATHERSTONE – SIGNES-CODONER* 2015), V (= *Vita Basilii*) (*ŠEVČENKO* 2011) u. *De Ceremoniis* (†*DAGRON – FLUSIN et al.* 2020), wobei G. letztgenannte Publikation noch nicht kennen konnte. Das *LBG* ist mittlerweile vollständig (Fasz. 1–8) erschienen (1994–2017).

Im Hauptteil des Buches behandelt G. sechs thessalonizische Inschriften, die allesamt im Versmaß abgefasst sind. Im Anschluss an die jeweiligen Abschnitte finden sich englische Zusammenfassungen, wodurch das Buch durchaus auch von des Neugriechischen unkundigen LeserInnen konsultiert werden kann. Es finden sich auch Abbildungen der heute noch vorhandenen Inschriften, wenngleich es sich teilweise

bei den erhaltenen Inschriften leider nicht um neue Abbildungen handelt, sondern um aus früheren Publikationen entnommene.

Die ersten beiden von G. behandelten Epigramme stammen von den Befestigungsanlagen der Stadt:

Das Epigramm des Hormisdas (S. 61–94), ein elegisches Distichon (d.h. Hexameter + Pentameter und nicht, wie G. auf S. 78 behauptet, zwei Hexameter), ist als Ziegelinschrift, die auch heute noch ganz gut entziffert werden kann, an der nach außen gewandten Seite des östlichen Teils der Stadtmauer angebracht. Die beiden Verse berichten von der Wiederinstandsetzung der Mauern. Der lange Abschnitt zu dieser Inschrift widmet sich breit der Diskussion der Person des Hormisdas, der, wie G. feststellt, nur in der Inschrift belegt ist. G. vermutet, dass Hormisdas zur Zeit der Entstehung der Inschrift als *praefectus praetorio per Illyricum* wirkte, wobei sich die Datierung auf die 40er-Jahre des 5. Jahrhunderts einengen lassen könnte.

Die zweite von G. behandelte Inschrift der Stadtmauer stammt von einem an der Ostseite der Mauern gelegenen Tor, wahrscheinlich jenem Tor, durch welches die *Egnatia* führte (S. 95–141). Sie ist allerdings nicht *in situ* vorhanden, sondern nur handschriftlich in der *Anthologia Palatina* (IX 686) überliefert, wobei das Epigramm aus sechs Hexametern besteht. Die Datierung der Verse, die einen *ὑπαρχος* (= Eparch) Basileios, „Vernichter des überheblichen Babylon“, nennt, reicht in der Literatur vom 4. bis 10. Jahrhundert. G., indem er eine These von St. St. KYRIAKIDES (*Ἀπὸ τὴν ἱστορίαν τῶν τειχῶν τῆς Θεσσαλονίκης*, in: IDEM, *Βυζαντινὰ μελέται*, II–IV. Thessalonike 1939, II 267–279) aufgreift, hält es für sehr wahrscheinlich, dass mit Basileios der bekannte *parakoimomenos* Basileios Lakapenos, ein bekannter Auftraggeber und Mäzen und ein illegitimer Sohn des Romanos I., gemeint ist, und schreibt die Verse Ioannes Geometres zu. G. vermutet, dass sich der Terminus Babylon (Vers 1) ebenso wie die *ἄρρενας ἄρρενοκοίτας* „Männer, die das Bett mit anderen Männern teilen“ (Vers 5), vor denen der Fremde bzw. Vorbeikommende (*ξένος*) nicht zittern möge, auf die Araber beziehe, welche Thessalonike 904 geplündert hatten. Die These der späten Datierung, die letztendlich auch an den Grundfesten der zeitlichen Einordnung der *Anthologia Palatina* rütteln würde, hatte allerdings schon seinerzeit heftigen Widerspruch ausgelöst (vgl. F. DÖLGER, Besprechung von KYRIAKIDES, *Βυζαντινὰ μελέται*, II–IV. *BZ* 40 [1940] 180–183). D. FEISSEL (*Recueil des inscriptions chrétiennes de Macédoine du III^e au VI^e siècle [BCH, Supplément VIII]*. Paris 1983, Nr. 87) datierte das Epigramm in den Zeitraum 4.–6. Jahrhundert, und auch zuletzt wurde das Epigramm als Produkt der Spätantike betrachtet (siehe LAUXTERMANN, *Byzantine Poetry* I 157, Anm. 23).

Im zweiten Hauptteil des Buches analysiert G. vier metrische Inschriften (allesamt im jambischen Trimeter bzw. byzantinischen Zwölfsilber) aus der Kirche des heiligen Demetrios. Trotz der Beschädigungen im Zuge des verheerenden Brandes von 1917 sind diese auch heute noch vollständig bzw. teilweise erhalten.

Das erste Epigramm befindet sich unterhalb der mosaizierten Darstellung des heiligen Demetrios, der von den beiden Stiftern, welche die Kirche nach einem Brand in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts wiedererrichtet hatten, flan-

kiert wird (S. 145–163). Die Passage ... μάρτυρος Δημητρίου / τοῦ βάρβαρον κλύδωνα βαρβάρων στόλω / μετατρέποντος ... wurde in der Vergangenheit unterschiedlich interpretiert. Während ich „vom Märtyrer Demetrios, der eine barbarische Welle gegen die Flotte der Barbaren wendet“ übersetzte (vgl. A. RHOBY, Byzantinische Epigramme auf Fresken und Mosaiken [= *Byzantinische Epigramme in inschriftlicher Überlieferung*, Bd. 1] [*Veröffentlichungen zur Byzanzforschung* XV]. Wien 2009, Nr. M2), meint G., dass Demetrios die barbarische Welle mit der Flotte der Barbaren zurückdrängte, d.h. dass sich die awaro-slawischen „Barbaren“ durch die Intervention des Heiligen selbst geschlagen hätten. Diese neue These ist durchaus diskussionswürdig und sollte bei zukünftigen Überlegungen zur Inschrift einbezogen werden.

Das ebenfalls mosaizierte Epigramm, das ursprünglich oberhalb der nördlichen Kolonnade der Kirche angebracht war (S. 165–200), besteht aus zwei Zwölfsilber und gab in der Vergangenheit ebenfalls breiten Raum für intensive Diskussion. Erwähnt wird ein gewisser Leon, zu dessen Lebzeiten die Kirche nun „blühend“ sehe, nachdem sie vorher niedergebrannt war. G. tendiert dazu – wie bereits andere vor ihm –, Leon als den *eparchos* gleichen Namens, der auch in einer Marginalnotiz zu den *Miracula Sancti Demetrii* im Cod. Par. gr. 1517 (Diktyon 51135), f. 162^r erwähnt wird, zu identifizieren.

Aus zwei byzantinischen Zwölfsilbern, von denen der Beginn des ersten jedoch verloren ist, besteht jenes Epigramm auf dem heute in der Krypta der Kirche aufbewahrten Fragment eines Marmorbogens, der ursprünglich zum *Ciborium* des Altars gehört haben dürfte (S. 201–212, zuletzt ediert von A. RHOBY, Byzantinische Epigramme auf Stein [= *Byzantinische Epigramme in inschriftlicher Überlieferung*, Bd. 3] [*Veröffentlichungen zur Byzanzforschung* 35]. Wien 2014, Nr. GR124). Die von G. vorgeschlagene Ergänzung (S. 205) der Lücke [Πόθω προέ]δρου am Beginn von Vers 1 ist möglich, allerdings nur, wenn man davon ausgeht, dass das Subjekt im Epigramm nicht genannt wird und man stillschweigend das *Ciborium* (κιβώριον) als Handlungsträger annimmt (als Parallele für die Verwendung von πόθος in einem Epigramm des 9./10. Jahrhundert nennt G., S. 206 u. Anm. 21, die Versinschrift, die ursprünglich zur Kirche des heiligen Kornelios in Assos [Behramkale] gehört. Diese datiert allerdings an das Ende des 10. Jahrhunderts, vielleicht auch zu Beginn des 11. Jahrhunderts und ist jetzt nach RHOBY, Byzantinische Epigramme auf Stein, Nr. TR36 zu zitieren). Ergänzt man hingegen [Πόθος προέ]δρου, wie von A. Mentzos vorgeschlagen, dann ist das Subjekt (nämlich πόθος) auch genannt (vgl. A. MENTZOS, Εργαστήριο γλυπτικής στη Θεσσαλονίκη στον 11ο αιώνα, in: *La sculpture byzantine VII^e–XII^e siècles. Actes du colloque international organisé par la 2^e École française d’Athènes* [6–8 septembre 2000] [*BCH, Supplément* 49]. Athen 2008, 217–230, 224. Mentzos datiert das Epigramm wenig überzeugend in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts). Der im Epigramm erwähnte „berühmte Proedros Theodoros“ ist wahrscheinlich mit dem gleichnamigen Metropolit von Thessalonike, der in den Jahren 864–879 wirkte, zu identifizieren (so auch schon G. BELENES, Η επιγραφή του Θεοδώρου στο τετράπλευρο κιβώριο της βασιλικής του Αγίου Δημητρίου Θεσσαλονίκης. *To archaiologiko ergo ste Makedonia kai ste Thrake*

19 [2005] 221–226, bes. 225). G. diskutiert auch die Bedeutung des Verbuns ἤλειψε in Vers 2: ἤλειψε τερπνότητα τὴν ἐκ μαρμάρου. Während ich das Wort als dritte Person Singular des Imperfekts von ἀλείφω („malen“ / „bestreichen“) auffasste (vgl. RHOBY, Byzantinische Epigramme auf Stein 379–380), meint G. (S. 204–206), dass es sich um die dritte Person Singular des Perfekts von λαμβάνω handle (dieser Meinung waren auch D. FEISSEL – J.-M. SPIESER, Inventaires en vue d’un recueil des inscriptions historiques de Byzance. II. Les inscriptions de Thessalonique. Supplément. *TM* 7 [1979] 303–348, 336), die aber korrekt εἴληψε lautet. Der These von G. (S. 206), dass das Objekt des Verbuns das schon oben erwähnte κιβώριον sei, kann ich nicht folgen, ebenso wenig der Aussage, dass – wohl grammatikalisch-syntaktisch gemeint – „ἡ τερπνότητα ἀνήκει στο κιβώριον καὶ προέχεται ἀπὸ τῆ μαρμάρινη διακόσμηση“ [„τερπνότητα“ (Reiz) gehört zu κιβώριον und geht vom Marmorschmuck aus]. Darüber hinaus teile ich auch die Interpretation des von G. angenommenen, von λαμβάνω stammenden Perfekts ἤλειψε (für εἴληψε) nicht: G. meint, dass das Perfekt einen Zustand beschreibe, der in der Vergangenheit begonnen habe und in der Gegenwart andauere. Das ist grundsätzlich richtig, doch wird das Perfekt in byzantinischen Texten sehr oft auch ohne diesen Aspekt und als Äquivalent des Aorists verwendet (siehe M. HINTERBERGER, The Synthetic Perfect in Byzantine Literature, in: IDEM, *The Language of Byzantine Learned Literature* [*Byzantios* 9]. Turnhout 2014, 176–204). Man denke z.B. nur an die zahlreichen Buchepigramme, welche die vollendete Arbeit eines Kopisten beschreiben und in der Regel mit Εἴληψε τέρμα / τέλος beginnen (vgl. *Database of Byzantine Book Epigrams*).

Die vierte Versinschrift in der Kirche des heiligen Demetrios ist gemalt, heute nicht mehr vollständig zu entziffern und befindet sich an der östlichen Seite des nordwestlichen Pfeilers vor dem *Bema* (S. 213–233). Es berichtet von der Restaurierung der Kirche durch einen „Michael, Herrscher Roms“ (Vers 2: Μιχαὴλ Ῥώμης ἄναξ) und einen „gekrönten Michael“ (Vers 12: Μιχαὴλ στ[εφανόφορος]), hinter dem sich wohl Michael IX. Palaiologos verbirgt, der sich 1319/20 in Thessalonike aufhielt. G. folgt hier im Großen und Ganzen früherer Literatur. Jüngst wurde erneut die Möglichkeit ins Spiel gebracht, dass der genannte „gekrönte Michael“ Kaiser Michael IV. sei und man das Epigramm in den Zeitraum 1037–1040 zu datieren habe (F. D’AIUTO, L’iscrizione dell’imperatore Michele nella basilica tessalonicense di S. Demetrio: data e contesto di un carmen epigraphicum bizantino, in: S. Cosentino – M. E. Pomero – G. Vespignani [Hrsg.], *Dialoghi con Bisanzio. Spazi di discussione, percorsi di ricerca. Atti dell’VIII Congresso dell’Associazione Italiana di Studi Bizantini* [Ravenna, 22–25 settembre 2015]. Spoleto 2019, 287–304).

In einem Annex wird die Datierung einer weiteren, allerdings nur partiell erhaltenen metrischen Inschrift an der Außenwand der Kirche *Hypapante tu Christu* diskutiert (S. 237–250), womit es sich hier um die Wiedergabe eines bereits anderenorts publizierten Beitrages handelt (A. ΓΚΟΥΤΖΙΟΚΟΣΤΑΣ, Παρατηρήσεις σε μία πρόσφατη χρονολόγηση Παλαιολόγεια επιγραφής ἀπὸ τῆ Θεσσαλονίκη, in: Th. Korres [Hrsg.], *Ανοιχτοσύνη. Μελέτες προς τιμὴν τῆς Βασιλικῆς Παπούλια*. Thessalonike 2012, 279–289).

Ein ausführlicher Index beschließt das Buch.

G. ist zu seinem Buch zu gratulieren. Er hat gewissenhaft alle zur Verfügung stehenden Quellen zusammengetragen und diese eingehend analysiert, sich mit vorhandenen Thesen auseinandergesetzt und auch neue aufgestellt, auch wenn man nicht mit allen einverstanden sein muss. Jede zukünftige Studie zu den behandelten Inschriften wird sein Buch als Grundlage heranziehen müssen. Der Band zeichnet sich auch dadurch aus, dass G. die Inschriften nicht nur inhaltlich und in ihrem archäologischen Kontext analysiert, sondern dass er auch auf philologische Probleme eingeht. Dies ist eine sehr erfreuliche Vorgangsweise, der noch nicht viele gefolgt sind.

Das Buch ist auch sehr gut redigiert, nur ganz selten findet man orthographische Versehen bei nichtgriechischen Titeln im Quellen- und Literaturverzeichnis.

Andreas Rhoby

Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut
für Mittelalterforschung, Abteilung Byzanzforschung,
Hollandstraße 11–13/4, A-1020 Wien
Andreas.Rhoby@oeaw.ac.at

Martin HURBANIČ, *The Avar Siege of Constantinople in 626. History and Legend (New Approaches to Byzantine History and Culture)*. Cham: Palgrave Macmillan 2019. 361 S., mit 6 s/w und 9 farb. Abb. ISBN 978-3-030-16683-0.

Die Belagerung Konstantinopels des Jahres 626 hat die Forschung immer wieder beschäftigt (s. die ältere Literatur in der Bibliographie im zu besprechenden Band), zuletzt etwa in den umfassenden Untersuchungen von Walter POHL (*The Avars. A Steppe Empire in Central Europe, 567–822*. Ithaca – London 2018, 294–305) und Georgios KARDARAS (*Byzantium and the Avars, 6th–9th Century AD. Political, Diplomatic and Cultural Relations [East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450]*. Leiden – Boston 2018, bes. 85–87). Auch Martin HURBANIČ (H.) hat sich wiederholt mit den awarisch-persischen Angriffen auf die Hauptstadt des byzantinischen Reiches sowie mit deren Folgen und Rezeption auseinandergesetzt (IDEM, *Posledna vojna antiky. Avarsky útok na Konstantinopol roku 626 v historických súvislostiach*. Bratislava 2009; IDEM, *História a mýtus. Avarský útok na Konštantinopol v legendách*. Bratislava 2009; IDEM, *Konstantinopol 626. Poslední bitva antiky [Constantinople 626. The Last Battle of Antiquity]*. Prag 2016). Die vorliegende Publikation bündelt seine diesbezüglichen Erkenntnisse und präsentiert sie verdienstvollerweise einem erweiterten Leserkreis in englischer Sprache. Wie H. in seiner Einleitung darlegt (Introduction, S. 1–7), gliedert sich seine Studie dabei in zwei Teile: Zunächst fokussiert er auf die Belagerung Konstantinopels selbst (Kap. 4–9), wobei das militärische Geschehen unter Berücksichtigung mentalitätsgeschichtlicher Hintergründe sorgfältig innerhalb der Auseinandersetzungen zwischen Ostrom/Byzanz unter Kaiser Herakleios (610–641) und dem sasanidischen Perserreich unter Chosrau II. (590–628) verortet wird. Im zweiten Teil

(Kap. 10–14) achtet der Verfasser auf die Wahrnehmung und Deutung der Ereignisse des Jahres 626 im Laufe der Zeit.

Kapitel 2 (*The Memory of the Siege*, S. 7–54) stellt die reichhaltigen literarischen Quellen vor, die H. im Laufe seiner Untersuchung systematisch auswertet. Als Hauptzeugnisse für die Ereigniszusammenhänge fungieren die nach 630 fertiggestellte Osterchronik, eine Theodor Synkellos zugeschriebene Homilie zur Belagerung der Stadt und ihrer wundersamen Errettung in Zeiten der äußersten Not sowie das von Georg von Pisidien verfasste panegyrische Gedicht *Bellum Avaricum*. Zu diesen Zeugnissen sind zusätzlich das später entstandene *Breviarium* des Patriarchen Nikephoros sowie die *Chronographia* des Theophanes (S. 7–9) zusammen mit weiteren Werken der byzantinischen Historiographie des 9.–15. Jahrhunderts heranzuziehen (S. 10–12). H. führt des Weiteren eine Reihe liturgischer Lesungen (S. 12–14), Synaxarien (S. 15), den zweiten Prolog des *Akathistos-Hymnus* (S. 15–16), Homilien und Wunderberichte (S. 17–21) sowie Briefe und mittelalterliche Gedichte (S. 22–23) an, in welchen das Ereignis kommemoriert wird. Im Gegensatz zur reichhaltigen Überlieferung im griechischen Osten wurde die Belagerung Konstantinopels im lateinischen Westen seltener reflektiert (S. 23–24). Dafür hallt die Erinnerung daran umso stärker in kirchenslawischen, georgischen und rumänischen Traditionen (S. 24–27) sowie in armenischen, syrischen und arabischen Quellentexten wider (S. 27–28). Ein systematischer Überblick über dokumentarische Zeugnisse, welche das Belagerungsgeschehen illustrieren würden, findet sich an dieser Stelle nicht. Diese werden stattdessen im Laufe der Untersuchung punktuell angesprochen.

Kapitel 3 (*The Interpretation of the Siege*, S. 55–79) behandelt die Forschungsgeschichte, die H. im Detail ab der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert nachzeichnet. Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser den grundlegenden Arbeiten von A. PERNICE, F. BARIŠIĆ, A. STRATOS, L. WALDMÜLLER, W. POHL, L. HAVLIKOVÁ, J. E. BOROVSKIY, J. HOWARD-JOHNSTON, W. KAEGI und S. SZÁDECZKY-KARDOSS (S. 55–59). Wichtige militärgeschichtliche Aspekte rund um die Belagerung stehen besonders in den Studien von V. GRUMEL und B. TSANGADAS im Zentrum der Aufmerksamkeit (S. 59–62). Es folgt ein knapper Überblick über bisherige Untersuchungen, welche sich einerseits der Wahrnehmung und Deutung des Ereignisses in byzantinischer Zeit, andererseits den wichtigsten Primärquellen, welche die Geschehnisse wiedergeben, widmen (S. 62–67).

Kapitel 4 (*The Last War of Antiquity*, S. 81–102) dient zusammen mit Kapitel 5 (*The Siege in Context*, S. 103–121) der Kontextualisierung der politischen und militärischen Entwicklungen im östlichen Mittelmeerraum ab der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts. Hierbei bietet H. in seiner Darstellung vor allem konventionelle Ereignisgeschichte. Schwerpunkte bilden der erneute Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Ostrom und den Sasaniden nach der Ermordung des Kaisers Maurikios durch den Usurpator Phokas (S. 81–83), die Machtergreifung des Herakleios (S. 83–84) sowie die krisenreiche erste Phase seiner Herrschaft (S. 84–87). Als besonders verheerend wurde in literarischen Quellen die Eroberung Jerusalems im Jahr 614 zusammen mit der fortschreitenden Ausbreitung des persischen Machtbereichs in Syrien, Palästina und Ägypten dargestellt. Die ersten Regierungsjahre des

Herakleios waren entsprechend durch Versuche gekennzeichnet, Maßnahmen zur erfolgreichen Gegenwehr zu organisieren. Diese Bemühungen resultierten in einem byzantinischen Feldzug 622, der bekanntlich aber bereits 623 beendet werden musste, da der Kaiser aufgrund awarischer Kriegszüge zur Rückkehr nach Konstantinopel gezwungen war. Erst nach turbulenten Friedensverhandlungen mit dem Awarenkhan vermochte Herakleios am 25. März 623 erneut gegen die Sasaniden zu Felde zu ziehen, gegen die er dann allerdings rasch wichtige militärische Erfolge errang. Der zusehends in die Enge getriebene Perserkönig entschloss sich daraufhin, mit den Awaren ein Bündnis zu schließen, um Konstantinopel anzugreifen. Wie H. festhält, dürfte es den Persern nicht primär darum gegangen sein, die Hauptstadt des Reiches zu zerstören. Stattdessen habe deren Strategie zum Ziel gehabt, Herakleios mitsamt seiner Armee nach Westen zu zwingen und damit das in die Defensive geratene Perserreich zu schützen. Möglicherweise war im Erfolgsfall sogar eine Aufteilung Byzanz' vorgesehen. Während den Awaren wohl Westgebiete sowie die Hauptstadt selbst zugefallen wären, gedachten die Perser, sich die im Osten liegenden Regionen anzueignen (S. 112). Für den Awarenkhan schienen militärische Erfolge gegen Byzanz zur Stabilisierung seiner Herrschaft dringend nötig, zumal sich Teile der ihm unterstehenden Slawen unter dem fränkischen Kaufmann Samo ab 623/624 offen gegen ihn stellten und ihm damit die Oberherrschaft über die ihm unterstehenden Völkerschaften zu entgleiten drohte.

Sowohl Kapitel 6 (The Siege in Context, S. 123–149) als auch Kapitel 7 (The Fortress Constantinople, S. 151–179) unterziehen die beteiligten Kriegsparteien einer detaillierten Analyse. Zunächst steht das Heer der Awaren im Zentrum der Aufmerksamkeit. Aufbau, Organisation und Bewaffnung werden anhand des *Strategikon* des Maurikios erläutert. Daneben berücksichtigt H. archäologische Zeugnisse und betont die Multiethnizität des Awarerheeres. Nebst bulgarischen und germanischen Kampfverbänden (S. 128–130) spielten in literarischen Quellen insbesondere slawische Verbündete wiederholt eine tragende Rolle (S. 126–128). Die Angreifer führten Belagerungswaffen sowie Artillerie mit sich. Zusammen mit den von Slawen mitgeführten Einbauschiffen (*Monoxyla*) vermochte dieses schlagkräftige Heer Konstantinopel sowohl von der Landseite als auch von der See her zu bedrängen. H. geht entgegen der in literarischen Quellen vielfach sehr hohen numerischen Angaben davon aus, dass der Khagan der Awaren nicht mehr als 40 000 Kämpfer unter sich versammelte.

Hinsichtlich der Verteidigungsanlagen Konstantinopels berücksichtigt der Verfasser insbesondere die Theodosianische Landmauer (S. 151–153) gefolgt von Fortifikationen im Blachernenareal, welche H. zufolge die Kirchen der Theotokos und des heiligen Nikolaos zum Zeitpunkt der Belagerung nicht mit einschlossen, sowie Wälle entlang des Goldenen Horns (S. 153–159). Die byzantinische Flotte leistete einen wichtigen Beitrag, um die Stadt insbesondere vor slawischen Attacken zur See zu verteidigen. Eine besondere Rolle kam den so genannten *Skaphokaraboi* zu, wobei H. offen lässt, ob es sich bei diesen Schiffen um kurzfristig umfunktionierte zivile Fahrzeuge oder einen eigenen militärischen Schiffstyp handelte (S. 162–163; vgl. dazu P. M. STRÄSSLE, Τὸ

μονόζυλον in Konstantin VII. Porphyrogenetos' Werk *De administrando imperio. Études balkaniques* 26/2 [1990] 93–106; C. ZUCKERMANN, Learning from the Enemy and More. Studies in "Dark Centuries" Byzantium. *Millennium* 2 [2005] 107–125, die davon ausgehen, dass es sich hierbei um kurzfristig requirierte Handels- oder Frachtschiffe handelte. Folgt man dagegen Chronicon Paschale [284–628 AD], translated, with notes and introduction by M. WHITBY – M. WHITBY [*Translated Texts for Historians* 7]. Liverpool 1989, 174–175, sowie J. HOWARD-JOHNSTON, The Siege of Constantinople in 626, in: Constantinople and Its Hinterland, hrsg. von C. Mango – G. Dagron. Aldershot 1995, 131–142, sind diese *Skaphokaraboi* stattdessen als eigens zur Abwehr slawischer *Monoxyla* konstruierte Kriegsschiffe anzusehen.) Soweit erkennbar, litten die Verteidiger selbst nach der Zerstörung des Valens-Aquädukts während der Belagerung weder Hunger noch Durst, was aus H.s Perspektive für eine gelungene Planung und den disziplinierten Umgang mit zuvor eingelagerten Lebensmitteln und Wasservorräten spricht. Mitsamt der Verstärkung, die Herakleios der Hauptstadt nach seinem Sieg über den persischen General Shahin Mitte Juli 626 zugekommen ließ, dürften H. zufolge insgesamt 15 000 Soldaten an der Verteidigung Konstantinopels beteiligt gewesen sein.

Kapitel 8 (The Avars at the Gates, S. 181–201) fokussiert zunächst auf den Beginn der Belagerung. Nach einer Reihe gescheiterter Friedensverhandlungen unter der Leitung des *patricius* Athanasios lancierten die Awaren ihren Angriff auf die Stadt. Zwischen dem 29. Juni und 8. Juli lagerte die Hauptstreitmacht der Belagerer bei Melantias, während eine Vorhut die Vorstadt Konstantinopels erreichte. Reiterverbände zogen bis nach Galata, wo sie sich den bei Chrysopolis postierten Persern zeigten. Am 29. Juli zog die Hauptstreitmacht vor den Stadttoren auf und begann ab dem 30. Juli mit dem Aufbau von Belagerungswaffen. Großangelegte Kampfhandlungen starteten am Tag darauf mit einem Sturm auf die Theodosianische Landmauer. Ausgehend von der St. Kallinikos-Brücke griffen slawische Verbündete Konstantinopel am 1. August zusätzlich vom Goldenen Horn aus an. Die Verteidiger vermochten sich dieser Angriffe wiederholt zu erwehren, was in den Augen der Zeitgenossen einem Wunder gleichkam.

Kapitel 9 (unglücklich betitelt mit "The Final Solution", S. 203–222) achtet auf die energischen Versuche des Khagans, sich gegen die Verteidiger durchzusetzen. H. setzt bei den letztlich erfolglosen Verhandlungen am 2. August zwischen dem Awarenfürsten und hohen byzantinischen Würdenträgern aus der Hauptstadt unter dem Beisein persischer Gesandter an, die in der Folge aufgegriffen und brutal hingerichtet wurden. Eine schwere Niederlage erfuhr das awarisch-persische Bündnis am 4. August, als ein großer Teil der awarisch-slawischen Flotte bei Chrysopolis vernichtet wurde. Die Entscheidung erfolgte schließlich am 7. August, als die restliche Flotte der Slawen versenkt wurde. Erneut sah man in diesem Ereignis das Wirken himmlischer Mächte, allen voran der Gottesmutter, die zur Rettung ihrer Stadt interveniert hätte.

Das Nachspiel der Kampfhandlungen untersucht Kapitel 10 (Winners and Losers, S. 223–246). Einerseits sahen sich die Bewohner der Hauptstadt durch himmlische Fürsprache errettet und in ihrem Glauben bestätigt. Andererseits nutzte

Herakleios die Gunst der Stunde, um seinen Angriff gegen die Perser im Bündnis mit Turkvölkern fortzusetzen. Für die Awaren markierte die Niederlage vor Konstantinopel schließlich den Beginn eines allmählichen politischen und militärischen Niedergangs. H. konstatiert, dass sich die Angreifer vor Konstantinopel deswegen nicht durchzusetzen vermochten, weil sie im Allgemeinen wenig Erfahrung bei der Belagerung stark befestigter Städte hatten und sich ihre Streitkräfte aus zahlreichen Gruppierungen zusammensetzten, was eine effiziente Umsetzung strategischer Vorhaben und taktischer Pläne erschwerte. Möglicherweise bestanden auch Probleme bei der Organisation von Nachschüben.

Zweifellos stellt Kapitel 11 (From History to Legend, S. 247–268) einen besonderen Mehrwert der Untersuchung dar, da der Verfasser an dieser Stelle der in der bisherigen Forschung vergleichsweise selten im Detail analysierten Rezeption des Belagerungsereignisses nachgeht. So unterstreicht H., dass die Zeitgenossen nicht so sehr vom eigentlichen Kriegsgeschehen beeindruckt waren, sondern vor allem durch die in ihren Augen erfolgten Interventionen der heiligen Jungfrau. Obschon der Marienkult in Konstantinopel bereits in früheren Epochen eine wichtige Rolle spielte und das Wirken überirdischer Mächte zugunsten einzelner Kriegsparteien bereits für die klassische Antike häufig bezeugt sind, übernahm das Jahr 626 gleichsam katalysatorische Funktion was die Verehrung der Gottesmutter als Schutzherrin Konstantinopels und damit des gesamten Reiches anbelangt. Für die Einprägung in Byzanz' kollektives Gedächtnis trug zweifellos der *Akathistos*-Hymnus bei, wie Kapitel 12 (The *Akathistos*, S. 269–284) unter fruchtbarer Berücksichtigung der Studienergebnisse von L. M. PELTOMAA (The Image of the Virgin Mary in the Akathistos Hymn [*The Medieval Mediterranean* 35]. Leiden – Boston 2001) illustriert. Wohl bereits kurz nach 431 entstanden, wurde die Gottesmutter in durch Patriarch Sergios nach der überstandenen Belagerung erstellten Zusätzen zu Beginn des Hymnus als Bewahrerin der Hauptstadt im Kampf gegen Awaren und Perser inszeniert. Ursprünglich am 7. August gesungen, wurde der Lobgesang mit Patriarch Germanos I. (715–730) wohl nach 717/718 am Fest der Verkündigung des Herrn angestimmt, wie H. dank einer in der Zentralbibliothek Zürich aufbewahrten lateinischen Handschrift (Ms. C 78) nachweist. Das *Akathistos*-Fest wurde zwischen 976 und 1004 definitiv im Kirchenkalender institutionalisiert.

Ikonographische Inszenierungen des Kampfgeschehens sind Thema von Kapitel 13 (The Sacred Iconography of the Siege, S. 285–313). Hierbei fokussiert H. auf Darstellungen der Schlacht in der St. Peter-Kirche in Golem Grad, Prespa (um 1360) sowie auf Wandmalereien Moldawiens und des Großfürstentums Moskau aus dem 16./17. Jahrhundert. In Nachahmung der spirituellen Prozession des Patriarchen Sergios vom 29. Juli des Jahres 626 skizziert H. in Kapitel 14 (The Spiritual Arsenal of the Siege, S. 315–338) abschließend, wie die Erinnerung an die Belagerung in der performativen Kultpraxis perpetuiert wurde. Eine umfassende Synthese markiert den Schluss der vorliegenden Untersuchung (S. 339–350). Besonders hervorzuheben ist H.s Erkenntnis, dass die gescheiterte Belagerung Konstantinopels 626 weitreichende Folgen für das Selbstverständnis der Reichsbewohner zeitigte. Diese sahen sich von nun an noch stärker als Auser-

wählte Gottes und vertrauten in der Folge auf dessen durch die heilige Jungfrau vermittelten Schutz in Zeiten der Not.

Zusammenfassend ist zu betonen, dass es dem Verfasser gelingt, die komplexen historischen Gegebenheiten des Jahres 626 detailreich und gleichzeitig übersichtlich darzulegen. Bieten die kontextualisierenden Kapitel dieser Untersuchung primär eine fokussierte und gekonnte Zusammenfassung ereignisgeschichtlicher Zusammenhänge unter Berücksichtigung aktueller Forschungsergebnisse, die auch für Studierende lesenswert sein dürfte, so zeugen insbesondere jene Abschnitte, in denen das Belagerungsgeschehen quellennah dokumentiert und analysiert wird, sowie die Darstellungen zur Rezeptionsgeschichte vom innovativen Potential der Publikation. Hier gelingt es H., die fundamentale Bedeutung der Belagerung von 626 für die weiteren Geschicke des Byzantinischen Reiches einem erweiterten Fachpublikum exemplarisch vorzustellen, womit er über in der Forschung bereits Geleistetes klar hinausgeht.

Anzumerken ist, dass H.s Studie aufgrund ihrer Ausrichtung die einleitend erwähnten Untersuchungen von W. POHL und G. KARDARAS zur Geschichte sowie der soziopolitischen Organisation der Awaren nicht ersetzen möchte. Dem Leser stellen sich zuweilen außerdem Fragen zu den Entstehungskontexten sowie den konkreten Verwendungszusammenhängen zeitgenössischer Beschreibungen des Belagerungsgeschehens. Die genannten Aspekte sind freilich vor dem Hintergrund mentalitätsgeschichtlicher Entwicklungen, den Bedingungen der Textproduktion und -veröffentlichung in Konstantinopel insbesondere während der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts sowie der politischen Herrschaftsstrukturen in der Hauptstadt zu erforschen und liegen damit nicht mehr im Zentrum von H.s Studie.

Hinsichtlich der formalen Gestaltung ist anzumerken, dass Aussagen mittels Endnoten belegt werden, die jeweils am Schluss eines Kapitels erscheinen. Dort findet sich zudem ein reichhaltiges Verzeichnis mit den im jeweiligen Kapitel besprochenen Quellen zusammen mit relevanten Darstellungen aus der aktuellen Forschung. H.s Ausführungen werden mit insgesamt 15 Abbildungen illustriert, davon erscheinen sieben in Farbe. Ein knapper Index, der Namen-/Personen-, Quellen- und Sachregister auf sich vereint (S. 351–361), beschließt die vorliegende maßgebliche Studie zur Belagerung Konstantinopels des Jahres 626.

Nikolas Hächler
Assoziierter Forscher am
Historischen Seminar der Universität Zürich,
Karl Schmid-Strasse 4, CH-8006 Zürich
Nikolas.Haechler@uzh.ch

Andrija JAKOVljević, *Κατάλογος Χειρόγραφων Κωδίκων Βυζαντινής Μουσικής Ιεράς Αρχιεπισκοπής Κύπρου*. Leukosia: Hiera Archiepiskopes Kyprou 2019. XXI + 295 S., 44 Facsimileabbildungen. ISBN 978-99-635-616-98.

Andrija Jakovljević legt nun, nach dem Erscheinen von „A Descriptive Catalogue of the Greek Manuscripts in the Library of the Monastery of Kykkos“ (Nicosia 2016), einen umfangreichen Katalog der Erzbischöflichen Bibliothek von Zypern vor. Die Sammlung umfasst 69 musikliturgische Codices, deren älteste Handschrift Ende des 10., Anfang des 11. Jahrhunderts entstand. Verschiedene wissenschaftliche Untersuchungen sind dem vorliegenden Katalog vorausgegangen. Es seien hier nur einige Forscher erwähnt: K. D. IOANNIDES (1966), M. CHATZEGIAKOUDES (1980), S. CHATZESOLOMOS (1986), Ch. TROELSGÅRD (1999). Am Beginn des Katalogs steht eine Aufzählung der Manuskripte mit ihren ungefähren bzw. genauen Entstehungszeiten. Einige späte Codices konnten mit Hilfe der Wasserzeichen genauer datiert werden. Der Großteil der musikalischen Handschriften stammt aus dem 18. Jahrhundert, der großen Zeit des Petros Peloponnesios, auch als Petros Lampadarios bekannt, im letzten Stadium der spätbyzantinischen Notation, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts zur großen Reform durch die drei Lehrer Chrysanthos von Madytos, Gregorios Protopsaltes und Churmuzios Chartophylax führte. Daneben finden sich Codices des 14./15. Jahrhunderts, der Blütezeit der byzantinischen Kalophonie, mit den Meloden Ioannes Glykys, Ioannes Kukuzeles, Xenos Korones, Manuel Chrysaphes, um nur einige zu nennen. Die 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts und der Beginn des 18. Jahrhunderts bringen eine neue Form der musikalischen Interpretation, die sog. Exegesis, mit sich, in der das alte hymnologische Repertoire einerseits neu komponiert wurde, andererseits die alten musikalischen Formeln enorm erweitert wurden. Die berühmtesten Meloden dieser Zeit waren Petros Mpereketis, Mpalasios, Germanos Neon Patron, Chrysaphes o Neos. Der älteste Codex Nr. 39 vom Ende des 10., Anfang des 11. Jahrhunderts, ist eine Pergamenthandschrift, ein Sticherarion in adistematischer Coislin-Notation, dessen Schreiber Nikolaos Maistor auf f. 127r genannt wird. Die Handschrift enthält einen Gesang in Chartres-Notation: das Osterdoxastikon Ἄγγελοι σκιρτήσατε. Dieser Hymnus ist auch in Vindob. Theol. Gr. 136 enthalten.

Als musikliturgische Bücher finden sich vor allem Sticheraria, die die Gesänge zu den Psalmversen für den Orthros und den Esperinos enthalten. Sie gehören mit den Heirmologia zum ältesten Hymnenrepertoire. Weiters Anthologia, Sammelhandschriften, die die Gesänge der Chrysostomos-, der Basileios- und der Präsanctifikatenliturgie einschließen, samt den Psalmen der Offizien, und Heirmologia, mit den hymnischen Kanones. Viele der Anthologia haben am Beginn, entsprechend der Tradition der Akoluthiai des 14./15. Jahrhunderts, eine sog. Papadike (παπαδική τέχνη), eine Einführung in die Notation und in die Intonationen der einzelnen Modi.

Der Autor verwendet für die verschiedenen Notationsstadien folgende Termini: Παλαιά βυζαντινή μουσική γραφή

bezeichnet die mittelbyzantinische bzw. spätbyzantinische Notation; νεότερη βυζαντινή μουσική γραφή bezeichnet die reformierte Notation ab 1814. Einige Schreiber, die in den Skriptoria der zypriotischen Klöster, vor allem in Kykkos und Machairas, wirkten, werden erwähnt, so z.B. in Codex 24 (dat. 1798) Εὐθύμιος Κυκκώτης, in Codex 69 (dat. 1822) Κύριλλος ἱερομοναχὸς τῆς βασιλικῆς καὶ σταυροπηγιατικῆς μονῆς τοῦ Μαχαίρα.

Einige Besonderheiten verschiedener Handschriften sollen hier noch erwähnt werden: Codex 13, f. 183r (dat. ca. 1699): Ἀρχὴ...τῶν ἔθνικῶν κρατημάτων. τὸ ὁποῖον ὀνομάζεται παρὰ ἰσραηλιτῶν ναγμές ὁμοῦ μὲ τὸ πεστρέφη. Es handelt sich hier um besonders melismatische Gesänge, deren Text nur aus bedeutungslosen Silben besteht. Ναγμές hat wahrscheinlich den Ursprung in νεανες bzw. νανα, in den abgekürzten Intonationsformeln der byzantinischen Musik. Πεστρέφη bedeutet wahrscheinlich ἐπιστροφή, die Wiederholung bzw. Rückkehr eines Motivs. Im selben Codex, f. 55v, finden sich στίχοι ἐγκωμιαστικοί auf den russischen Zaren Peter den Großen, von Petros Mpereketis. Diese finden sich ebenfalls in Codex 26 (dat. ca. 1699), vom selben Schreiber wie Codex 13 (688). Cod. 44, ein Anthologion vom Ende des 18. Jahrhunderts, enthält Ratschläge bei verschiedenen Erkrankungen (1r), Aufzählungen von Kleidungsstücken (2v) und Hinweise auf die nötige Aussteuer (3r-v).

In den Handschriften werden die zwei Seiten der byzantinischen Mentalität sichtbar: Einerseits die Bewahrung der alten Tradition, andererseits die Übernahme neuer Einflüsse, durch alle Jahrhunderte bis in unsere heutige Zeit. So wird auch eine starke zypriotische Tradition sichtbar. Sie ging vor allem vom Kykkos-Kloster und vom Kloster Machairas aus. Ein umfangreicher Index am Ende des Katalogs macht die byzantinischen und zypriotischen Meloden sichtbar. Es ist ein großes Verdienst von Andrija Jakovljević, den bedeutenden Bestand der Erzbischöflichen Bibliothek Zyperns so umfangreich aufbereitet zu haben.

Gerda Wolfram
Paulinensteig 10, A-1160 Wien
gerdawolfram@aon.at

Emma LOOSLEY LEEMING, *Architecture and Asceticism: Cultural Interaction between Syria and Georgia in Late Antiquity (Texts and Studies in Early Christianity 13)*. Leiden – Boston: Brill 2018. 254 S. ISBN 978-90-04-37363-1.

Emma Loosley Leeming (im folgenden: L.) hat sich dem spätantiken Georgien mit dem Blick des Spezialisten für syrische Geschichte und Kultur zugewandt. Dies ist eine neue und bedeutsame Sichtweise, da in der mittelalterlichen georgischen Überlieferung und in der Forschung seit dem 19. Jahrhundert die „Dreizehn Syrischen Väter“, Asketen-Mönche, die im 6. Jahrhundert nach Georgien kamen, eine wichtige Rolle spielen.

L. hat sich in das sehr spezifische Gebiet der Kaukasischen Studien eingearbeitet durch mehrere längere Studien-

aufenthalte in Georgien und vielfältige Kontakte zu georgischen Fachkollegen. Dabei hat sie sehr aufmerksam auch die neuen Probleme der Lehr- und Forschungssituation in Georgien nach 1991 registriert, in der trotz der Öffnung des Landes eine zunehmende ‚Einsprachigkeit‘ zu beobachten ist, und sie weist auf die Bewegung der georgischen Gesellschaft ‚nach innen‘ und das Anwachsen nationalistischer Bewegungen hin, die eng verbunden sind mit der Georgischen Orthodoxen Kirche (S. XII–XIII). Die aktuelle Situation Georgiens wird öfters zur Erklärung von Forschungsmeinungen herangezogen.

Wenn man sich mit Georgien beschäftigt, gelangt man sehr rasch zum Problem der Bezeichnungen für die Region. L. erklärt (S. 1), sie wolle als Oberbegriff den Begriff „Transkaukasien“ verwenden. Allerdings ist auch diese Bezeichnung nationalistisch geprägt, da sie im 19. Jahrhundert in Russland geprägt wurde, von wo aus Georgien natürlich südlich des Kaukasus lag. Für Altertumswissenschaftler ist es „Südkaukasien“ (z.B. S. 21 und öfters). Der erst im Mittelalter entstandene Begriff „Georgien“ gilt für das im Jahre 1003 aus Egrisi-Lazika (Kolchis) im Westen, Kartli/Iberia und Kakheti im Osten sowie Tao-Klajeti im Südwesten (heute Türkei) vereinte Großreich. L. bevorzugt die korrekte Bezeichnung „Kartli“ für den östlichen Teil Georgiens (S. 7), in dem die im Zentrum der Betrachtung stehenden Mönche lebten, das westliche Egrisi-Lazika hingegen „was controlled largely by the Byzantine Empire during the period covered by this study“ (S. 6).

Nicht einverstanden sein kann die Rezensentin mit den Ausführungen zur Forschungsgeschichte in der Einführung (S. 1–8, hier 2). Es stimmt, dass die Region im 20. Jahrhundert „not always easy for academics to access“ war. Dass nur wenig Literatur in anderen Sprachen als Russisch und Georgisch verfügbar war, ist jedoch zu relativieren. Es trifft zu für die englischsprachige Literatur, die L. kritisch referiert. Doch für Forscher aus den Ländern des Sozialismus war die Region leichter zugänglich, und die grundlegenden Arbeiten von Heinrich Nickel, Edith Neubauer, Ernst Badstübner oder Burchard Brentjes zur Kunstgeschichte Georgiens und Armeniens sind überhaupt nicht erwähnt. Zudem sind Abhandlungen georgischer (und armenischer) Forscher in deutscher Übersetzung und mit umfangreichen Abbildungsteilen erschienen. Nicht zu vergessen, dass die erste Übersetzung der Viten der „Syrischen Väter“ in eine europäische Sprache von der Jenaer Kartvelologin Gertrud PÄTSCH stammt (Die Überlieferung der Syrischen Väter I. *Bedi Kartlisa* 39 [1981] 153–175; II. *Bedi Kartlisa* 40 [1982], 290–315; III. *Bedi Kartlisa* 41 [1983] 311–318), die von 1961 bis 1970 den bis heute in Europa einzigartigen Lehrstuhl für Kaukasiologie an der Universität Jena innehatte und auch die ersten Übersetzungen der „Bekehrung Georgiens“ sowie der Georgischen Chronik vorgelegt hat (G. PÄTSCH, Die Bekehrung Georgiens *Mokce-vay Kartlisay* (Verfasser unbekannt). *Bedi Kartlisa* 33 [1975] 288–337; G. PÄTSCH, Das Leben Kartlis. Eine Chronik aus Georgien, 300–1200. Aus dem Georgischen übertragen, herausgegeben und mit einem Vorwort versehen. Leipzig 1985). Dass letztere Übersetzung auf Drängen des Verlags

ohne kritischen Kommentar erscheinen musste, wusste die Jenaer *fama* zu berichten.

L. beklagt zu Recht die Einseitigkeit bei der Verwendung fremdsprachiger Literatur in der georgischen Forschung. Allerdings fällt auf, dass – wie bereits angemerkt – gerade deutschsprachige Literatur im vorliegenden Werk weniger Berücksichtigung gefunden hat. So fehlt in den Ausführungen über Tao-Tayk‘, die südwestliche Provinz in der heutigen Türkei, der Verweis auf das grundlegende, zugegebenermaßen nicht ganz leicht verfügbare Standardwerk von Bruno BAUMGARTNER (Studien zur historischen Geographie von Tao-Klarjeti. Diss. Wien 1996). Man vermisst auch die von Werner SEIBT (Die Christianisierung des Kaukasus. Referate des Internationalen Symposions [Wien, 9. bis 12. Dezember 1999]. Wien 2002; IDEM – J. PREISER-KAPPELLER [Hrsg.], Die Entstehung der kaukasischen Alphabete als kulturhistorisches Phänomen. Referate des Internationalen Symposiums [Wien, 1.–4. Dezember 2005]. Wien 2011) herausgegebenen Sammelbände zur frühen Geschichte des Christentums in Armenien und Georgien. Manche forschungsgeschichtlichen Betrachtungen sind ein wenig schief, weil die ältere deutsche Forschungsliteratur nicht berücksichtigt worden ist (z.B. S. 37–40).

Dies soll keine Beckmesserei sein, sondern auf die vielfältigen Probleme bei der Beschäftigung mit Kaukasien hinweisen, das am Schnittpunkt zwischen den Weltmächten der Antike lag und daher besonderes Interesse verdient. Aber die Vielfalt der Kontakte und Kommunikationswege macht die Erforschung eben auch besonders aufwendig und ist, wie L. im Resümee hervorhebt (S. 192), nur in interdisziplinärer und internationaler Interaktion erfolgversprechend. Und dazu gehören die Kenntnis möglichst vieler Sprachen und möglichst genaue Begriffsbestimmungen, um Missverständnisse und Fehldeutungen zu vermeiden. Forschungen zu den Peripherien scheinen immer mit höherem Aufwand verbunden als die zu den Zentren.

Anliegen von L. ist es, den „(As)Syrischen“ (dazu s.u. Anm. 13) Kontext der „Syrischen Väter“ genauer zu fassen und so eine neue Sichtweise auf den Kulturaustausch zwischen Georgien und Syrien vom 6. bis zum 8./9. Jahrhundert zu ermöglichen. Dazu entfaltet sie in acht, in weitere Unterabschnitte gegliederten, Kapiteln ein weites Panorama kulturhistorischer Betrachtungen.

Kapitel 1 „Syrians, Assyrians, Orthodox, Chalcedonians and Monophysites or Non-Chalcedonians: The Problems of Identifying the Thirteen Fathers“ (S. 9–27) behandelt kritisch die unklare, ja synonyme Verwendung der Begriffe *syrisch* und *assyrisch* in der georgischen Wissenschaft, die nicht dazu beigetragen habe, die geographische Herkunft der Mönche zu klären (S. 9–13). L. unterscheidet für die Spätantike deutlich die „syrische“ Welt, also die römische Provinz Syrien mit dem Zentrum Antiochia und dem nordsyrischen Kalksteinmassiv und bis Palaestina reichend, von „Assyrien“, dessen Bezeichnung zurückgehe auf den alten Staat dieses Namens, der in der Spätantike verwendet werden konnte für die Provinzen Mesopotamien und Osrhoene mit dem Zentrum Edessa, wo Syrer und Assyrer nebeneinander lebten (S. 12f.). Aus der Region um Edessa flohen nach dem Konzil von Ephesos Anhänger des Nestorius ins Persische Reich, nun bezeichnet als Nestorianer, deren Nachkommen sich

heute als Assyrische Christen verstehen. Die modernen politischen Grenzen erschweren klare Zuordnungen; L. weist darauf hin, dass bereits die georgischen Quellen zu zeitgenössischen geographischen Kontexten ziemlich vage bleiben und die schwierigen Reisemöglichkeiten für georgische Forscher zur Unklarheit der Begriffe beigetragen haben dürften (S. 17f.). Allerdings ist der Begriff „Assyrer“ in der spätantiken Literatur nicht verbreitet, er ist der in der Neuzeit verwendete Terminus für ostsyrische christliche Gemeinden (im Iran, vgl. R. MACUCH, Assyrians in Iran i. The Assyrian community (Āšūrīān) in Iran. *Encyclopaedia Iranica* II/8 [1987], 817–822).

L. hebt hervor, dass die meisten in Kartli gefundenen Inschriften aramäisch sind und dass in der georgischen Forschung angenommen wird, aramäisch bzw. die lokale Variante des „*armazi*“ sei für literarische Texte verwendet worden; die (tatsächlich wenigen) hebräischen Inschriften führt sie als Belege für die jüdische Bevölkerung in den Städten Mtskheta und Uplistsikhe an. Nicht ganz zutreffend sind die Ausführungen zu griechischen Inschriften, von denen es nur wenige und meist in bilingualem Kontext mit *armazi*-Inschriften gebe (S. 22) – gerade aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., der Zeit der intensiveren Kontakte zum Römischen Reich, sind mehrere griechische, sorgsam in einem Corpus publizierte Inschriften erhalten (siehe T. QAUXČIŠVILI, Sak'art'velos berjnuli carcerebis korpusi. I. dasavleti sak'art'velo. II. agmosavlet'i sak'art'velo [Corpus of Greek Inscriptions in Georgia. I. West Georgia. II. East Georgia]. Tbilisi 1999, 2000).

Ob der Einfluss Armeniens tatsächlich „not all pervasive in Kartvelian society on the eve of conversion“ war (S. 26), bedürfte aber weiterer Untersuchungen. Nicht zuletzt die griechischen Inschriften aus der Königsresidenz Bagineti belegen enge Kontakte der iberischen und armenischen Oberschicht, und die „Bekehrung Georgiens“, die nach der Trennung von iberischer und armenischer Kirche niedergeschrieben wurde, ist dennoch voller Hinweise auf enge Kontakte zwischen den beiden bis heute konkurrierenden Entitäten. L. geht es jedoch vor allem um mögliche syrische Einflüsse auf die kartvelische Gesellschaft, die aber nur mittels archäologischer und kunsthistorischer Daten bestimmt werden könnten.

In Kapitel 2 „A Parallel Evolution? Issues in Vernacular Architecture and the Development of Church Building in Syria and Georgia“ (S. 28–51) geht L. der Frage nach, ob die älteste in Kartli erhaltene christliche Sakralarchitektur Bezüge zur syrischen aufweist. In ihrem allgemeinen Überblick über die Anfänge christlicher Sakralarchitektur geht sie davon aus, dass diese sich erst seit der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts entwickelt habe (S. 28). Jedoch begann mit Konstantin I. bereits unmittelbar nach der Mailänder Vereinbarung 313 ein förmlicher „Bauboom“ in Rom, auch in Antiochia und nicht zuletzt in Jerusalem und Bethlehem, und gerade diese Kirchen wurden vorbildhaft für die weitere Entwicklung in allen Regionen des Reiches.

Während L.'s Kritik an der Theorie der georgischen Kunstgeschichte, man habe in Kartli zunächst nur winzige Bauten errichtet, das Zentrum des Problems erfasst (S. 20f.; 40), geht ihre Kritik am Forschungsstand zur frühen Sakralarchitektur in Westgeorgien in verschiedener Hinsicht über das Ziel hinaus: „In the west of the country there have been

archaeological reports asserting that there are churches in Bichvinta/Pitsunda, the ancient Pityus, that are even earlier than the fourth century but extremely early dates must be treated with caution due to the swirling claims and counter-claims made over the history and sovereignty of Abkhazia“ (S. 29). Ludmila KHRUSHKOVA (The Spread of Christianity in the Eastern Black Sea Littoral (Written and Archaeological Sources). *Ancient West and East* 6 [2007] 177–219) datiert in ihrem von L. dazu zitierten Aufsatz keinen Kirchenbau vor das 4. Jahrhundert, sondern behandelt archäologische und schriftliche Quellen sehr sorgfältig und erläutert in der Einleitung zur Forschungsgeschichte die Forschungen georgischer, abchasischer und russischer Forscher seit dem 19. Jahrhundert. Gerade die Datierungen von Pitiunt sind archäologisch und historisch begründet, auch von Georgiern, und wurden lange vor den nationalistischen Streitigkeiten vorgenommen.

Zuzustimmen ist L. in der Feststellung, dass die „Spätantike“ in Georgien nicht klar gefasst wird, sondern bereits unter „Mittelalter“ fungiert und dass es keine „spätantike Archäologie“ gibt, sondern eine Archäologie bis zum 4. Jahrhundert und dass dann die Kunstgeschichte „übernimmt“, die mit anderen Methoden arbeitet. Dies ist allerdings ein Phänomen, das der Geschichtswissenschaft der Sowjetunion insgesamt eigen war und auch in Georgien noch nicht durch die im Westen übliche Methodologie ersetzt worden ist.

Für Vertreter des deutschen Sprachraums ist ein wenig verwunderlich, dass „Spätantike-Studien“ erst mit Peter Brown 1971 begonnen haben sollen (S. 37–40). Jacob Burckhardts Überlegungen zur Spätantike, Alois Riegls Spät-römische Kunstindustrie (1901), die Institute für Christliche Archäologie oder Spätantike Kunst an deutschen Universitäten seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten da bereits Grundlagen der Spätantike-Forschung geschaffen.

Die Beobachtung, dass die Spätantike „almost totally absent from museum displays“ in Georgien sei (S. 38), wird von L. selbst relativiert, wenn sie Funde aus den Nekropolen von Mtskheta und Urnisi anführt, die auf die Präsenz (juden)christlicher Bewohner hinweisen. Dass die ins 2./3. Jahrhundert datierten Karneolgemmen aus Grab 71 Mtskheta-Samtavro und dem Hof der Sveti-Tskhoveli-Kathedrale ein von Fischen flankiertes Kreuz anstelle des in der georgischen Literatur als Anker bezeichneten Symbols zeigen (S. 39), scheint angesichts der allgemeinen Entwicklung der Kreuzikonographie allerdings sehr unwahrscheinlich. Ankerdarstellungen gehörten zu den „neutralen“, von Christen in ihrem Sinne verwendeten Symbolen in allen Regionen des Römischen Reiches.

Im Abschnitt „The Fourth Century Expansion of Christianity“ (S. 40–44) behandelt L. die auf veralteten Forschungsergebnissen beruhenden Theorien der georgischen Kunstgeschichte zur Entstehung der Sakralarchitektur in Georgien, die zum einen wegen mangelnder Kenntnis internationaler Sakralarchitektur für die Anfänge winzige Bauten postulieren, zum anderen auf die Entwicklung des Kuppelbaus in Georgien aus der Wohnarchitektur (des *darbazi*) fokussieren. Im Vergleich mit der Architektur des nord-syrischen Kalksteinmassivs, das sie zu Recht als „Hinterland“ betrachtet, kommt sie jedoch zu dem Schluss, dass „the suggestion that in the fourth century the emergence of church architecture

was formed as much by vernacular influences as it was by larger pan-imperial architectural developments could offer the key to the interpretation of the earliest Christian ritual spaces in a variety of more remote and/or rural locations that were situated a significant distance from the major cities and their more cosmopolitan cultures“ (S. 43f.).

Dies sollte allerdings nicht auf Mtskheta und auch nicht auf Nekresi angewendet werden: Mtskheta war die Hauptstadt Kartli-Iberiens mit internationaler Bevölkerung und internationalen Kontakten, Nekresi das Zentrum der östlich von Kartli gelegenen Region Kakheti. Im weitläufigen Gelände der einstigen Stadt Nekresi sind um das Jahr 2000 die beiden großen Basiliken von Chabukauri und Dolochopi ausgegraben worden, die archäologisch ins 4. Jahrhundert datiert sind und die älteren Ansichten der georgischen Architekturgeschichte *ad absurdum* führen. L. stellt diese frühen Sakralbauten ausführlich vor (S. 44–51). Ein Vergleich mit zeitgenössischen Bauten im Sasanidenreich hätte ihre These der engen Beziehungen Kartlis zur iranischen Welt (S. 26 und öfters) weiter stützen können (vgl. Hira bei Ktesiphon, Ain Shaia, Kharg, alle 4. Jahrhundert, siehe St. R. HAUSER, *Christliche Archäologie im Sasanidenreich: Grundlagen der Interpretation und Bestandsaufnahme der Evidenz*, in: A. Mustafa – J. Tubach – S. Vashalomidze [Hrsg.], *Inkulturation des Christentums im Sasanidenreich*. Wiesbaden 2007, 93–136].

In Kapitel 3 „The Mystery of the Missing Objects: Do Archaeological Artefacts and Liturgical Objects Support the Story of (As)Syrians in Kartli?“ (S. 52–84) legt L. dar, dass bislang in Kartli kaum Objekte syrischer Provenienz gefunden worden sind, die einen unmittelbaren Austausch anzeigen könnten, und dass Belege für „Iberer“ in Syrien noch schwerer zu finden seien. Die Erwähnungen iberischer Pilger in der Vita des älteren Symeon Stylites und in den Viten des Symeon minor und der Martha, die in der georgischen Forschung als wesentliche Belege für Kontakte zu Syrien herangezogen werden, betrachtet L. lediglich als Hinweise auf „some interaction between the two regions in the fifth and sixth centuries“ (S. 53). Das „network of early Georgian monasteries in the Holy Land“ (S. 55) würde zwar den Weg von iberischen Pilgern und Klerikern durch Syrien vermuten lassen, archäologische Belege für Iberer in Syrien in dieser Zeit fehlten jedoch völlig. Nun würden man aber auch kaum materielle Spuren von Wallfahrern wie dem Pilger von Bordeaux oder der reiselustigen Egeria an den von ihnen besuchten Orten erwarten, über die sie ihre Reiseberichte verfasst haben, doch würde niemand ihre Reisen oder Aufenthalte in Frage stellen.

Für Kartli weist L. auf das erstaunliche Missverhältnis im archäologischen Material zwischen dem ‚ubiquitären‘ (S. 55) syrischen Glas und dem Fehlen syrischer Münzprägungen hin (S. 55–57), während im stärker nach Westen orientierten Westgeorgien zahlreiche kaiserzeitliche Münzen aus Antiochia und Emesa gefunden worden sind. Dass diese v.a. aus Münzhorten aus Pitiunt und Sepieti und im wesentlichen aus Kontexten der Stationierung römischer Militärs stammen, sei hier der Korrektheit halber ergänzt.

Das Fehlen syrischer Münzen in Kartli sei auch wegen des durch die beiden Krüge mit Emailmalerei (2. Hälfte des 3. Jahrhunderts) aus Khovle belegten Handels mit syrischen

Luxusgütern verwunderlich (S. 57–59), und eigenartig sei auch das Fehlen von Eulogien und anderer christlicher Artefakte aus Syrien oder dem Heiligen Land im Fundmaterial oder in Kirchenschätzen (S. 59–62).

In diesem Kontext kann L. einen lange tradierten Irrtum der Forschung korrigieren: Der silbergetriebene Kelch in Ushguli in Svaneti, der in der georgischen Forschung wegen seiner Inschrift als „syrisch“ und ins 6. Jahrhundert eingeordnet worden war und als wesentlicher Beleg für Kontakte mit Syrien galt, hat keine syrische, sondern eine früharabische (kufische) Inschrift, wie E. Taqaishvili bereits 1910 gesehen hatte. L. gibt die Lesung „*al-ram(mal)li*“, which can be taken as referring to the Palestinian city of Ramallah or, more probably, to a person who was from Ramallah“ (S. 70) und vermutet, dass die Inschrift den möglichen Ursprungsort des Objekts präsentiert; dies würde gut zur palästinischen christlichen Ikonographie des 8.–9. Jahrhunderts passen. Das führt zu der logischen Schlussfolgerung: „What it does not demonstrate is evidence of a link with sixth century Syria“ (S. 70).

Auch die bronzenen Weihrauchfässchen in den Beständen georgischer Museen, die in der georgischen Forschung als syrisch oder syrisch-palästinisch bestimmt und ins 6.–7. Jahrhundert datiert wurden, unterzieht sie einer kritischen Betrachtung (S. 72–78) und kommt zu dem Schluss, dass diese dem „christlichen Zweig“ der im 13. Jahrhundert Metallobjekte herstellenden Mossul-Schule zugeordnet werden könnten, deren Produkte im gesamten Vorderen Orient verbreitet waren, oder auch einem Produktionszentrum in Mardin oder Amida, also einem mesopotamischen Zentrum, wo die syrisch-orthodoxen Christen sich als *syriani* bezeichneten, und schlussfolgert: „When viewed in this light we have a tangible link to Mesopotamia which could suggest that we should be looking in that region for our (As)Syrian Fathers“ (S. 78).

Das von Skhirtladze überzeugend ins 10.–11. Jahrhundert datierte Symeon-Stylites-Medaillon aus einem Grab des 10.–11. Jahrhunderts in Gareja in Kakheti möchte L. jedoch lieber ins 6.–7. Jahrhundert datieren; es sei erst nach längerer Nutzungszeit ins Grab gelangt und „our only tangible piece of material culture supporting a direct interaction between Syrian and Georgian Christianity in late antiquity“ (S. 85).

Kapitel 4 „Symeon and His Followers: Stylitism as a Cultural Trend between Syria and Georgia“ (S. 85–102) untersucht die Formen der Stylitenverehrung in Georgien im Vergleich mit Syrien und stellt fest, dass Stylitendarstellungen in der Kunst erst seit dem späten 10. Jahrhundert häufiger zu beobachten seien (S. 85–90). Stylitismus, also das Leben auf einer Säule wie in Syrien, sei in Georgien hingegen nicht zu verfolgen, sondern die georgischen „Styliten“ lebten als Eremiten in Turmhäusern oder auf Felsformationen, sowohl in Kartli und Kakheti als auch im westlichen Imereti (S. 90–95), wobei diese Lebensweise erst seit dem 8./9. Jahrhundert zu beobachten sei (S. 97–99). Die Erwähnungen iberischer Mönche in den Viten des jüngeren Symeon und der Martha, die in der georgischen Forschung „as definite proof that monasticism entered sixth century Georgia from Syria“ gelten (S. 100), hält L. eher für Randerscheinungen, da die Erwähnung von Iberern in syrischen Texten insgesamt sehr selten sei. Die Stylitenverehrung in Georgien sei viel-

mehr mit der Rückkehr iberischer Mönche aus dem Kloster des jüngeren Symeon nach Georgien im frühen 11. Jahrhundert belebt worden (S. 102).

Kapitel 5 „The Evidence Written in Stone: An Evaluation of the Relationship (or Not) of Syrian and Georgian Ecclesiastical Architecture“ behandelt grundlegende Probleme der Forschungen zur Architekturgeschichte, beginnend mit forschungshistorischen Aspekte zu Georgien und Syrien. Aus der Beleuchtung der axiomatischen Betrachtung der georgischen Sakralarchitektur in der georgischen Kunstgeschichte, die von Giorgi Chubinashvili begründet und bis in die Gegenwart von seinen Schülern fortgeführt wurde (S. 103–106), schlussfolgert L. drei Problemfelder: 1. die politisch bedingte Aussparung liturgischer Fragen habe zur Typologie kirchlicher Architektur geführt, die nicht nach Entwicklungen infolge kultureller Forderungen gefragt habe. 2. „The prevailing narrative of Georgian exceptionalism“ habe zur Überbetonung der nationalen Identität und des georgischen „Nationalcharakters“ sowie zur fehlenden Kontextualisierung in einem größeren südkaukasischen Kontext geführt; auffällig sei die Tendenz, armenische Denkmäler nur am Rand oder gar nicht zu erwähnen. 3. Die fehlenden Reiseumöglichkeiten in der Sowjetzeit hätten zur Isolierung beigetragen, aber auch in den aktuellen Zeiten des Internets sei die Praxis „of using limited and outdated sources ... still widespread and considered acceptable academic practice in many areas of contemporary Georgian academia today“, und anstelle peer reviewed journals sei ein Großteil der Publikationen „self-funded without any effective control“.

Damit trifft L. genau ins Zentrum der Probleme. Typologische Betrachtungen waren allerdings gängige Methode auch in der europäischen Architekturgeschichte im frühen 20. Jahrhundert; Chubinashvili hatte sie während seiner Studienjahre in Halle/Saale kennengelernt und dann in die georgische Kunstgeschichte übertragen, wo sie unverändert fortbestanden. Die Rivalität zwischen georgischer und armenischer Architekturgeschichte hat ihren traurigen Höhepunkt in Chubinashvilis „Untersuchungen zur armenischen Architektur“ (Moskau 1967) gefunden (vgl. dazu A. PLONTKE-LÜNING, Frühchristliche Architektur in Kaukasien. Die Entwicklung des christlichen Sakralbaus in Lazika, Iberien, Armenien, Albanien und den Grenzregionen vom 4. bis zum 7. Jh. Wien 2007, 68f.). Gegen die Isolierung der Forschung trugen mehrere große internationale Symposien zur georgischen Kunst seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts bei, doch ist die Verfügbarkeit aktueller Forschungsliteratur bis heute ein wirklich grundlegendes Problem in Georgien.

L. weist darauf hin, dass Chubinashvilis Typologie durch die jüngsten Grabungen in Kakheti in Frage gestellt ist (S. 105). Bereits in den achtziger Jahren waren die georgische Typologie und Entwicklungslinien durch den Fund der Rotunde von Vardisubani – wenig bemerkt – ins Wanken geraten (PLONTKE-LÜNING, Frühchristliche Architektur 301 und Katalog, s. v. Vardisubani).

Für Syrien konstatiert L., dass Westsyrien mit dem Kalksteinmassiv mit seinen gut erhaltenen Steinbauten wesentlich besser untersucht ist, während für Ostsyrien/Mesopotamien mit Feldstein/Lehmbauten, die viel stärker zerstört sind, nur wenige Untersuchungen vorliegen (S. 106–110). Die Ergebnisse der Grabungen in Tell Tuneinir in Nordostsyrien zeig-

ten deutlich, dass kirchliches Material aus dem syrischen Mesopotamien nahe zu sasanidischen Kunstformen stehe (S. 108). Der „syrische Stil“ der Kirchenarchitektur und die damit verbundene Sprache der Architekturoornamentik seien jedoch in der Kunstgeschichte meist verbunden mit der Steinarchitektur im Westen Syriens, wo im Kalksteinmassiv die elegante römisch-byzantinische Adaption des klassischen Repertoires der Architekturoornamentik vorherrsche. Dies sei der mangelnden Kenntnis der Traditionen im syrischen Mesopotamien geschuldet, „that was part of the Sasanian world in artistic terms and which called upon Persian artistic idioms to forge a new and different Christian language – a tradition that mixes Sassanian artistic traditions with the native Semitic style most famously apparent at Palmyra“ (S. 109f.).

Für Kartli müsse die Präferenz des sasanidischen und ostsyrischen Idioms gesehen werden (S. 110). Dies trifft in jedem Fall zu auf die erste inschriftlich datierte Kirche in Kartli, die 478–493 errichtete Basilika von Bolnisi mit ihrer sasanidisch geprägten Bauplastik. Deren georgische Bauinschrift erwähnt den persischen Shah, nicht den kartvelischen Herrscher, und L. hebt hervor, dass „the inscription makes it abundantly clear that in this region at least the Persian Shah was of more significance to the local populace than the Kartvelian monarch in the new capital of Tbilisi“ (S. 110).

Ein Missverständnis scheinen für die Rezensentin aber die Ausführungen zur „Triple Church Basilica“, der sog. „Dreikirchenbasilika“, zu sein, die Chubinashvili als syrisch beeinflusst bezeichnet haben soll (S. 115–121). Chubinashvili hat hingegen diesen Bautypus als spezifisch georgisch bezeichnet. Auch scheinen „triple church basilica“-Bauten hier vermengt mit dreischiffigen Basiliken. Die sog. „Dreikirchenbasiliken“ sind viel eher Saalkirchen mit Annexräumen (vgl. PLONTKE-LÜNING, Frühchristliche Architektur 213–219, wo die Ausstattung von Saalkirchen mit Nebenräumen in anderen Regionen der frühchristlichen Oikumene zum Vergleich herangezogen wird). Richtig ist, dass in keiner der beiden kürzlich in der Umgebung von Nekresi in Kakheti entdeckten großen Basiliken Belege für Architekturkontakte mit (West)Syrien gefunden wurden, obgleich (west)syrisches Glas durchaus präsent ist. Tatsächlich sind die großen Basiliken von Dolochopi und Chabukauri am ehesten mit solchen im persischen Orbit zu vergleichen (vgl. HAUSER, Christliche Archäologie im Sasanidenreich 93–136), ein Vergleich, der L.s These der Kontakte Kartlis zu Mesopotamien und Assyrien in gewisser Weise stützen könnten.

Im Abschnitt „Rome, Constantinople, Syria, Armenia and Georgia: The Spread and Function of Centrally Planned Churches“ (S. 121–129) schreibt L. über die in der Forschung vieldiskutierte und mit fragwürdigen Prämissen behaftete Frage der Entwicklung der Kuppel in Südkaukasien. Sie führt zunächst aus, dass Zentralbauten in Syrien im Wesentlichen an Orten mit chalkedonischer Hierarchie errichtet worden seien, während die antichalkedonische syrisch-orthodoxe Kirche Zentralbauten nur für Baptisterien und Martyrien genutzt habe, für Gemeindekirchen hingegen stets Basiliken oder auch Breitraumbauten. Daraus resultiert die Frage von L., weshalb die antichalkedonisch orientierten Länder Iberien (vor dem 7. Jahrhundert) und Armenien den Zentralbau als Bauform gewählt haben sollten (S. 121), zu-

mal der Typus „more a product of the Romano-Byzantine than the Sasanian world“ sei (S. 123). Dies ist – unausgesprochen – ein Argument gegen die in der georgischen und armenischen Architekturforschung (unabhängig voneinander) vorherrschende Auffassung, der Kuppelbau sei in diesen Regionen bereits im 4. Jahrhundert entstanden. Dass diese Auffassung aus Josef Strzygowskis absurder These von der Herkunft der römischen Kuppeln aus dem iranischen Bereich (1918) in unterschiedlichen Richtungen weiterentwickelt ist, sei hier zur Erklärung ergänzt.

Zudem erscheine der Zentralbau in Armenien und Iberien erst mit dem sog. Jvari-Typus um die Wende vom 6. zum 7. Jahrhundert, und im kunsthistorischen Diskurs in Georgien seien Fragen der Zentralbauentwicklung nur sehr beschränkt behandelt worden, weil die von Giorgi Chubinashvili entwickelte These von den Wurzeln der Kuppelarchitektur im *darbazi*, dem autochthonen Wohnbau, vorherrschte. Dass dieses „extraordinarily nationalistic argument (...) failed to engage with the phenomenon even in neighboring Armenia let alone with the wider picture across Asia Minor and the Levant“, wo im 5. Jahrhundert bereits Kuppelkirchen gebaut wurden (S. 124), ist eine sehr zutreffende Beobachtung. L. meint zudem, dass mit der Architektur persischer Feuerempel (*ateshgahs*) die persische (Trompen-)Kuppelarchitektur bereits im 5. Jahrhundert bekannt gewesen sein müsse, da der Feuerempel in Tbilisi auf das 5. Jahrhundert zurückgehe; doch fügt sie selbst hinzu, dass „the church (sic!) has been rebuilt so many times that the picture of its original foundation is now difficult to recreate with any certainty“ (S. 125).

Jedenfalls weist L. auf den persischen Einfluss in den beiden Zentralbauten des 7. Jahrhunderts in Dzveli Shuamta und in Nekresi (8./9. Jahrhundert) mit ihren Trompenkuppeln hin und schlussfolgert: „Therefore it seems clear that Kartli and Kakheti stood at the confluence of two distinct traditions of domed architecture and, perhaps unsurprisingly, absorbed elements of both into the local ecclesiastical tradition. In reality this meant that, obviously, the domed monuments of the Jvari type and the domed basilicas found in Kartli (...) and in Armenia (...) took inspiration from movements in Syria, where centrally planned churches evolved in the fifth century“, und „all of these movements (auch die alles überragende Hagia Sophia in Konstantinopel) fed into the spread of domed architecture that flourished at the turn of the sixth and seventh centuries in both Kartli and Armenia“ (S. 126). Für die ‚decidedly experimental‘ (S. 126) wirkenden Kuppelbauten vermutet L., dass die Architekten hier die weniger entwickelten sasanidischen Kuppelformen „in a more Christian idiom“ (S. 126) umzusetzen versuchten. Sie resümiert, dass „the influence that proved most longlasting was that coming from the south where Syrian centrally planned and domed monuments appear to have been a formative influence on the Christian architecture of the Transcaucasus as a whole“ (S. 127). Das bedeutet, dass doch wieder die westsyrische Architektur mit dem Zentrum Antiochia maßgebend gewesen sein sollte.

L. überlegt, ob Handwerker oder Werkstätten aus Syrien oder Kleinasien nach Kaukasien gekommen sein könnten, was bisher aus nationalistisch motivierten Gründen – sie verweist auf die Diskussion um armenische Bauleute an der Zionskirche Ateni – kaum reflektiert worden sei. Auch müsse

berücksichtigt werden, dass christologische Unterschiede für Bauarbeiter kaum eine Rolle spielen konnten.

Kapitel 6 „The Syrian *bema* and the Georgian Pre-altar cross: A Comparison of the liturgical Furnishings of the Nave in the Two Traditions“ (S. 130–148) betrachtet liturgische Ausstattungen der Kirchen, wobei gerade hier die Rekonstruktion frühchristlicher Zustände schwierig ist und der Rezensentin die Schlussfolgerungen nicht immer ganz logisch scheinen.

Beim Vergleich der Ursprünge der Liturgie in Syrien und Kartli (S. 132–135) muss L. konstatieren, dass in Kartli die Jerusalemer Liturgie schon seit dem 5. Jahrhundert verwendet wurde, während es keine Belege für den west- oder ostsyrischen Ritus gibt, vermutet jedoch, dass bis zur Entwicklung der georgischen Schrift und der Etablierung der Jerusalemer Liturgie syrischer Kult verwendet worden sein könnte (S. 135). In „Khati, Drosha and Jvari“ (S. 135–137) versucht L., frühchristliche Bräuche aus den Kulthandlungen im weniger christlich geprägten Khevsureti, dem gern als „rückständig“ betrachteten nordöstlichen Bergland, zu rekonstruieren, wo schon durch die mehrdeutige Verwendung der Begriffe *khati* (in der Ebene Bild, Ikone) und *jvari* (in der Ebene Kreuz) für verschiedene heilige Geräte oder die sakralen Bezirke verwirrend sei.

Die Aufstellung des *drosha*, eines T-förmigen Banners, das das als zentrales Element der khevsurischen Religionspraxis bei Festen am Eingang zu heiligen Bezirken aufgestellt wurde, verbindet L. über die Nähe zum Tau-Kreuz mit den georgischen Voraltarkreuzen, die üblicherweise mit dem Kreuz auf dem Hügel oberhalb von Mtskheta in Beziehung gesetzt werden, welches seinerseits ein Reflex auf das Marterwerkzeug Christi ist. Da solche Voraltarkreuze vor allem in Svaneti, dem nordwestlichen Bergland, erhalten sind, meint L. nun, die Verwendung dieser großen Voraltarkreuze sei eher an vorchristliche Kultpraktiken angelehnt anstatt einfach eine Variante der christlichen Verehrung des Marterwerkzeugs Christi.

Dies ist angesichts der überragenden Rolle des Kreuzkultes seit dem späteren 4. Jahrhundert in allen Regionen der frühchristlichen Welt eine erstaunliche These, weil sie auf anderem Wege eine besondere Rolle georgischer Tradition fokussieren würde, wie andernorts von L. zu Recht abgelehnt. Das T-förmige Banner der Khevsuren wird eher im Sinne des Kreuzkultes umgedeutet worden sein, wie es in der mediterranen Welt mit *tropaia* geschehen ist.

Die überragende Bedeutung des Kreuzkultes in Georgien und Armenien und überhaupt in der frühchristlichen Welt hat in der Neuzeit immer wieder zu ungewöhnlichen Erklärungsversuchen geführt – so suchte man im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts nach unmittelbaren Beziehungen zwischen irischen Kreuzdenkmälern und armenischen Chatschkaren (Kreuzsteinen) und übersah dabei die herausragende Rolle Jerusalems bei der Verbreitung des Kreuzkultes in der gesamten christlichen Welt.

L. überlegt sodann, ob es einen Zusammenhang zwischen den Kreuzpodien, die sich in der Jvari-Kirche und in mehreren svanischen Kirchen erhalten haben, aber ursprünglich häufiger vorhanden gewesen sein müssen, mit dem syrischen *Bema*, der für Lesung und Predigt bestimmten Plattform im Zentrum der Kirche, gegeben haben könnte und hier viel-

leicht auch manichäische Einflüsse eine Rolle gespielt haben könnten (S. 137–144). Da sich dafür nicht genügend literarische oder archäologische Belege beibringen lassen, begibt sie sich auf die Suche nach anderen Schichten des mesopotamischen Kultes, die verbunden sein könnten mit dem ausgeprägten Jerusalem-Kult der frühen kartvelischen Kirche (S. 144). Sollte nicht gerade dieser ausgeprägte Jerusalem-Kult als Beleg für unmittelbare Kontakte zu Jerusalem gelten dürfen? Bezüge zu Mesopotamien sind allerdings für L.s Grundthese der unmittelbaren Bezüge zu (Ost)Syrien und zum Iran unabdingbar.

„One of the biggest impediments“ bei der Beschäftigung mit der Geschichte der kartvelischen Kirche ist für L., dass die aktuelle georgische Archäologie, Kunstgeschichte und Geschichte die Periode vor allem unter dem Gesichtspunkt „vor und nach“ der Ankunft des georgischen Alphabets betrachten (S. 144). Die literarische Überlieferung und die v. a. aus dem 6. Jahrhundert stammende architektonische Evidenz verweisen auf starken byzantinischen Einfluss, während die neuen Forschungen zu den Kirchen des 4. Jahrhunderts in Kakheti ein komplexeres Bild von Interaktion im 4./5. Jahrhundert zeigten: byzantinischer Einfluss finde sich in den Synthrona der Basiliken von Dolochoopi und Chabukauri sowie den in den Kirchen gefundenen erstklassigen Bronzelampen, aber „this was not the only empire to leave its traces on the region“, denn Münzfunde belegen Kontakte mit der persischen Welt (S. 145). Hinweise auf Beziehungen mit syrischer Kirchenarchitektur kann L. nicht finden, aber „the curious design of these ‘three nave basilicas’ could also suggest some kind of affinity with eastern architecture“, wofür aber wegen der schlechten Dokumentation persischer Kirchenarchitektur keine Vergleiche möglich seien (S. 145). Nun ist der Bestand an Kirchen im Sasanidenreich tatsächlich nicht groß, doch mit den Basiliken von Hira und Ain Shaia können wirklich ähnliche Vergleichsbeispiele beigebracht werden (HAUSER, Christliche Archäologie im Sasanidenreich).

Zur Rekonstruktion möglicher Beziehungen zwischen Kartli und Ostsyrien in der Spätantike stellt L. auch Überlegungen zu dem Festkalender an, der bis heute in den Bergregionen Khevsureti und Tusheti in Nordostgeorgien neben dem allgemein gebräuchlichen orthodoxen Festkalender verwendet wird und in dem das Fest der *atengenoba* kongruent sei mit christlichen Festen in armenischer und (ost)syrischer christlicher Tradition (S. 147): die Feste seien verbunden mit dem alten und auch in frühchristlicher Zeit verwendeten System, das Jahr in sieben „Pentekostes“ (mit Zusatztagen) zu teilen, wie es bereits in älteren assyrischen, babylonischen und kanaanitischen Kalendern üblich gewesen sei. „Given the evidence that this early Christian calendar was linked to an ancient Assyrian method of measuring time it should be no surprise that the Pentecostal calendar is still followed by the Church of the East today“, und „the survival of an ancient calendar in the eastern Georgian highlands could well be related to the presence of Assyrian Christians in Kartli and Kakheti in late antiquity“ (S. 147). Doch weist L. auf die Notwendigkeit weiterer Untersuchungen hin, da gerade die khevsurische Religion „a fruitful avenue of future research“ sei (S. 148).

Kapitel 7 „An Argument from Silence: The Differing Evidence in the Syriac and Georgian Language Sources“ (S. 149–166) behandelt die kaum löslichen Fragen der ethnischen Herkunft, doktrinalen Ausrichtung und gesprochenen Sprache(n) der „(As)Syrischen Väter“. Ausgangspunkt ist das Faktum, dass die „(As)Syrischen Väter“ nur in den (griechischen) Viten der beiden Styliten Symeon und der Martha erwähnt sind, nicht jedoch in der syrischen Literatur. Dies stellt L. als verwunderlich heraus, da die Väter in der georgischen Forschung des 20. Jahrhunderts als antichalkedonisch galten und ihren (georgischen, viel später niedergeschriebenen) Lebensbeschreibungen zufolge syrisch oder kartvelisch sprachen, nicht jedoch griechisch. Da die Viten erst niedergeschrieben wurden, als Kartli längst im Orbit des Konstantinopler Chalkedonismus war, sind sichere Aussagen schwierig.

Dass man sich mit historischen Zuweisungen von Personen in Iberia-Kartli öfters auf schwierigem Terrain bewegt, zeigt L.s Exkurs (S. 157–158) zu der großen Silberschale mit Inschrift des *pitiakhsh Bersouma*, Geschenk des *basileus Flavius Dades*, im Historischen Museum Tbilisi, mit dem sie auf die Bedeutung syrischer und assyrischer Namen bzw. Personen wie *Bersouma* in Kartli hinweisen möchte. Die Schale wurde in einem anhand der jüngsten Münze ins 3. Jahrhundert datierten Aristokratengrab gefunden und in der georgischen Forschung anhand kunsthistorischer und paläographischer Betrachtungen ins 1. Jahrhundert n. Chr. datiert. Jüngst wurde diese Largitionsschale anhand stilistischer, paläographischer und historischer Argumente überzeugend ins 2. Viertel des 4. Jahrhunderts n. Chr. datiert, wodurch sie in einem völlig anderen Kontext steht und zudem neue Aspekte für die Funeralkultur des 4. Jahrhunderts liefert (vgl. J. COERT – T. SCHMITT, Wer war Fl. Dades? Überlegungen zum Verständnis einer Inschrift aus dem kaukasischen Iberien, in: V. Cojocar u. a. [Hrsg.], *Advances in Ancient Black Sea Studies: Historiography, Archaeology and Religion*. Cluj-Napoca 2019, 347–392).

L. weist sodann auf die Schwierigkeiten hin, Belege für syrische Inschriften in Kartli zu finden, und betrachtet die georgischen Traditionen zu *mandylion* und *keramidion*, für die bildliche Darstellungen erst im 10. Jahrhundert fassbar werden (S. 160–164). Doch bestehen an den mit den Vätern verbundenen Orten Kirchen seit dem 5./6. Jahrhundert, und diese Orte spielten eine wichtige Rolle in der Entwicklung des kartvelischen Christentums. L. kommt zu dem Schluss, dass die „Väter“ angesichts der Lage Kartlis zwischen Byzanz, Armenien und Syrien viel eher Flüchtlinge aus unterschiedlichen Regionen mit verschiedenen Sprachen, ethnischer Herkunft und verschiedenen Doktrinen gewesen sein dürften (S. 165), und „It is only later on that chroniclers decided to create the narrative of the thirteen (As)Syrian Fathers when they sought to write the ecclesiastical history of their country“ (S. 165). Obgleich zum Fehlen von Textquellen auch das Fehlen von Artefakten und Architektur kommt, meint L., dass die Flüchtlinge sehr wahrscheinlich aus den persisch kontrollierten Gebieten Mesopotamiens kamen und daher miaphysitisch oder „nestorianisch“ und ethnisch am ehesten „Assyrer“ gewesen sein dürften (S. 166). Aber haben sich die Bewohner Mesopotamiens in Spätantike und Frühmittelalter selbst so bezeichnet?

Das achte Kapitel „The Unknown Factors: Evidence from the Cave Monasteries and the Significance of Georgian Vernacular Religion as a Relic of Earlier Ritual Practices“ (S. 167–186) widmet sich der Behandlung von „two outstanding issues that have not been resolved“ (S. 167), welche weitere Untersuchungen erfordern, denen sich L. zuwenden will: Dem Problem der Höhlenklöster in Georgien und „the tantalizing echo of the Syrian bema liturgy“ bei der Verwendung der Voraltarkreuzen im georgischen Bergland und der Verwendung des tau-förmigen *drosha*, welche das Zusammenspiel von christlichen und heidnischen Bräuchen anzeigen könnte.

Zu den Höhlenklöstern, die überall, wo es die physische Geographie erlaubte, anzutreffen sind, konstatiert L., dass das Höhlenleben schon von vorchristlichen Asketen geübt wurde, aber es sei „rather opaque“, wie es integraler Bestandteil der östlichen Mönchspraxis geworden sei (S. 168). Sie weist darauf hin, dass Untersuchungen zu Höhlenklöstern zu sehr bestimmt sind von modernen Grenzen und konzentriert auf Fragen monastischer Praxis und Organisation wie für Kappadokien „rather than seeking to contextualise the monuments from a more interdisciplinary standpoint“ (S. 168); dies ist ein künftiges Forschungsziel von L. Ausgangspunkt dafür sind ihre Ähnlichkeiten mit Höhlenklöstern im heutigen Libanon, dessen Gebiet in der Spätantike als Teil Groß-Syriens galt; im „eigentlichen“ Syrien ist nur ein wirkliches Höhlenkloster, Deir Mar Musa bei Nebek, erhalten, wobei einige Klöster mit gebauten Kirchen für die Mönchszellen Elemente von Höhlenarchitektur aufweisen und verdeutlichen, dass es ein Bewusstsein für Beziehungen zwischen asketischem Mönchtum und Höhlenleben gab (S. 169f.). L. beschreibt ausführlich die wenig bekannten Höhlenklöster im heutigen Libanon, um sie zu den Höhlenklöstern in Georgien in Beziehung zu setzen, denn „foundations such as Deir Mar Musa were waystations for pilgrims travelling overland to the Holy Land and therefore it is logical to assume that there were close connections between the two regions“ (S. 174). Doch vermisst man jeglichen Hinweis auf die spezifische Rolle und spirituelle Bedeutung von Höhlen in der frühchristlichen Welt wie der Geburtshöhle in Bethlehem und der Grabeshöhle in Jerusalem oder die berühmte, 483 gegründete Sabaslaura in der Wüste östlich von Jerusalem, in der zudem auch die Anwesenheit von Kartvelern bezeugt ist.

L. stellt schließlich fest, dass die Laura von David Gareja, dem größten Höhlenkloster Georgiens, trotz einiger Ähnlichkeiten zu Deir Mar Musa mit Teils aus dem Fels gearbeiteten, teils gebauten Strukturen insgesamt dem kappadokischen Typus der weitestgehend aus dem Fels gearbeiteten Klosterarchitektur näher steht (S. 173f.). Sie weist auf das Fehlen umfangreicherer archäologischer Untersuchungen in dem weiträumigen Territorium von David Gareja hin, die jetzt auch durch die zunehmende Wiedernutzung der alten Stätten zunehmend schwieriger werden, hofft aber dennoch auf künftige Untersuchungen (S. 174f.).

Die seit dem 8. Jahrhundert fassbaren Interaktionen zwischen Iberien und Kappadokien sieht L. im Kontext mit den von W. Djobadze zusammengetragenen Zeugnissen georgischer Präsenz am Mons Admirabilis im Hinterland von Antiochia, da Georgien in dieser Zeit in den chaledonischen Schoß eingebettet war und Kleriker ins Byzantinische Reich

schickte (S. 175). Auch den „kartvelischen Stylitismus“, der sich im Leben in Türmen oder auf Felsen manifestierte und erst seit dem 8.–9. Jahrhundert erwähnt wird, verbindet L. mit dem Übergang zum chaledonischen Bekenntnis (S. 177f., siehe auch S. 90–95).

Für die Rekonstruktion frühchristlicher Bräuche verweist L. auf bislang in diesem Kontext nicht berücksichtigte Riten in den traditionellen Fest der georgischen Bergbewohner vor allem in Khevsureti und Tusheti: „it seems that they too could greatly aid our understanding of the early evolution of Christianity in Kartvelian lands. It is clear that these communities were not as cut off from the rest of the world as has been assumed in the past; they regularly traded with other groups and had frequent contacts with each other (in the case of the Khevsurs, Pshavs and Tushes) and with other mountaineers from the northern slopes of the Caucasus. This meant that, whilst they all maintained their own distinct religious identities with variant ritual practices, these identities were not fixed and inflexible. Rather they gradually adapted and assimilated some ideas from neighbouring regions, in some cases even going so far as to share some of the most significant shrines, and changed over time in reaction to evolving historical circumstances“ (S. 180).

L. weist sodann auf die offenen Fragen hin, die sich bei der Betrachtung des Übergangs vom Paganismus zum Christentum in Kartli und Kakheti auf tun und äußert angesichts der jüngst entdeckten großen frühen Basiliken in Kakheti die Vermutung, dass in den Zentren Kartlis „Christianity was actually slow to gain a toehold in these sites associated with the ruling Kartvelian classes“, weil die Aristokratie in kulturellem Sinn dort näher an den persischen Oberherrn war, „whilst out in the provinces regional notables appear to have adopted the new faith faster than those with closer ties to the Sassanian court“ (S. 181). Um diese Überlegung zu verifizieren, plant L. eine gemeinsame Studie mit Nodar Bakhtadze, dem Ausgräber der Basiliken von Dolochopi und Chabukauri (S. 182 Anm. 32), wobei besonders auch das Verhältnis zwischen Zoroastrismus und Manichäismus beleuchtet werden soll.

Nicht folgen kann die Rezensentin den nun folgenden zusammengefassten Überlegungen zu Beziehungen zwischen den „Plattformen“ der Voraltarkreuzen in Georgien und dem syrischen Bema (S. 183–186). Die „Plattformen“ der Monumentalkreuzen waren nie Orte für Lesungen oder Predigten wie die Bemata, sondern evozierten den Golgothahügel, nahmen also Bezug auf das Leidenswerkzeug Christi.

In der Zusammenfassung (S. 187–192) resümiert L. ihre vielfältigen Überlegungen zu zahlreichen offenen Fragen der frühchristlichen Entwicklung in Georgien:

1. die Anomalie der fehlenden syrischen Objekte im archäologischen Fundmaterial, die angesichts der Einwanderung aus Syrien zu vermuten sei, wobei die Frage einer *syrischen* Identität nicht nur mit der materiellen Kultur beantwortet werden könne, sondern dazu müssten auch die heftigen doktrinalen Diskussionen der Zeit berücksichtigt werden. Dazu gehört auch die Überlegung, dass die Asketen eher als Assyrer denn als Syrer bezeichnet werden sollten, zumal die materielle Kultur umfangreiche Interaktionen mit dem Perserreich zeigt, zu dem das alte Assyrien gehörte (S. 187f.). Allerdings wird die Bezeichnung „Assyrische Christen“ nicht

in spätantiken Quellen verwendet, sondern erscheint v. a. seit dem 18. Jahrhundert als Distinktionsmerkmal für die syrisch-jakobitischen Christen. Insofern kann der von L. eingeführte Begriff nicht zur Klärung beitragen.

2. Die Viten trugen, wie L. hervorhebt, zur Schaffung einer „Orthodoxen Vergangenheit“ bei: Da sie alle nach der Kirchentrennung geschrieben wurden, sind sie „sanitised as far as possible to make them appealing to a Chalcedonian Orthodox population“ (S. 188), während die eingewanderten Asketen unterschiedliche Bekenntnisse vertreten haben dürften (S. 188–191).

3. Die in der georgischen Forschung favorisierten Beziehungen zu Jerusalem möchte L. insofern relativieren, als die Verehrung der Orte des Lebens Christi in der spätantiken Oikumene insgesamt verbreitet waren, „and the dominant place of hagiopolite rites in the Kartvelian liturgy can easily be explained by the presence of Iberian/Kartvelian monastic communities from at least the fifth century—with Peter the Iberian remaining the most famous of these monastic figures“ (S. 191). Aber auch wenn der strenge Monophysit Petrus erst im 11. Jahrhundert und nun als Chalkedonier in der georgischen Überlieferung erscheint, sind doch gerade die frühen iberischen Klöster im Heiligen Land, die auch Prokop von Caesarea bekannt waren, ein Hinweis auf enge Kontakte, der nicht kleingeredet werden sollte.

4. Die Identität der Väter und ihre genaue Zahl seien schwierig zu bestimmen, sie kamen wohl über eine längere Periode und verschiedene Wege nach Kartli, „and thirteen is always a number with an obvious Christian resonance, but it does seem probable that there were real men who inspired Georgian stories and beliefs in the *Asirieli Mamebi*“ (S. 191f.).

L. weist schließlich nachdrücklich darauf hin, dass mit ihrer Studie die Diskussion eröffnet und eine mehr interdisziplinäre und internationale Debatte angeregt werden soll. Dazu hat sie mit ihrem viele Aspekte berührenden Buch eine interessante Grundlage geschaffen.

Annegret Plontke-Lüning
Institut für Altertumswissenschaften, Universität Jena,
Fürstengraben 25, D-07743 Jena
annegret.plontke-luening@uni-jena.de

Robert G. OUSTERHOUT, *Visualizing Community. Art, Material Culture and Settlement in Byzantine Cappadocia (DOS XLVI)*. Washington, D.C.: Dumbarton Oaks Research Library Collection 2017. 532 S. ISBN 978-08-84024-132.

In dem vorliegenden Buch untersucht Robert G. Ousterhout (fortan RO) sakrale und profane Denkmäler Kappadokiens unter unterschiedlichen Aspekten und vor allen hinsichtlich ihres sozialen Kontexts. Das Werk besteht aus „Preface“ (XXI–XXIII), vier Hauptteilen, „Conclusion“ und Anhang. In „Introduction. Rethinking Byzantine Cappadocia“ (S. 1–20) legt RO dar, dass für Kappadokien keine byzantinischen Schriftquellen überliefert sind, weshalb die erhaltenen Denkmäler für die Klärung vieler Fragen im Zentrum stehen.

Zunächst werden die Arbeiten zweier amerikanischer Reisenden des späteren 19. Jahrhunderts, John Henry Haynes (Archäologiephotograph) und John Robert Sitlington Sterrett (Epigraphiker), ihre unterschiedlichen Arbeitsweisen und Interessen vorgestellt (S. 1–5). Ein kurzer Abschnitt „Physical Setting“ (S. 5–6) gibt knappe Informationen über die geographischen Voraussetzungen der Region. „Scholarship“ (S. 6–9) unterrichtet über Pionierwerke. RO gibt hier zu verstehen, dass er in seiner Untersuchung – vor allem für die mittelbyzantinische Zeit – nur die Frühdatierungen der französischen und amerikanischen Forschung berücksichtigen wird (S. 9). Die Abschnitte „The Built and Carved Environment“ (S. 9–12), „Continuity, Rupture, and Unbalanced Evidence“ (S. 13–20) geben eine allgemeine Einführung in die Gebäudearten, die Geschichte sowie das Vorhaben des Autors.

Der erste Hauptteil „Architecture. Churches and Chapels“ (S. 23–175) untersucht die Beziehung zwischen additiven Bauten und Höhlenanlagen. Im Abschnitt „Roman Period“ (S. 25–27) werden die erhaltenen Denkmäler aus der römischen Zeit kurz vorgestellt. „Early Christian Period“ (S. 29–56) ordnet die Kirchen chronologisch ein. „Masonry Architecture“ (S. 29–38) beschreibt einige bereits von Marcell RESTLE (Studien zur frühbyzantinischen Architektur Kappadokiens, 2 Bde. Wien 1979) in breiterem Rahmen diskutierte, additive Kirchen der frühbyzantinischen Periode. Es muss hier angemerkt werden, dass es sich bei der Vierzig Märtyrer-Kirche in Skupi (S. 31) nicht um einen Grundriss über einem lateinischen Kreuz handelt, sondern um eine einschiffige Halle ohne Vierung und mit je zwei Räumlichkeiten im Norden und Süden (RO zitiert hier RESTLE, Studien 63–73. Doch Restle schrieb [S. 67]: „Der scheinbar kreuzförmige Bau ist in Wirklichkeit ein langgestreckter, einschiffiger Hallenbau, an den ‚Kreuzarme‘ seitlich angeschoben sind“). Ein Wort über den römischen Einfluss bei der Fassadenartikulation einiger der früheren Kirchen wäre ebenso nützlich gewesen.

Die Höhlenkirchen der früheren Phase (S. 38–55) sind nach ihren Grundrisstypen geordnet: „Single-Aisled Churches“ (S. 40–45), „Double-Aisled Churches“ (S. 45–49), „Three-Aisled Churches“ (S. 49–54) und „Domed Cruciform Churches“ (S. 54–55). Die einschiffige Sergios-Kirche in Avclar, die Deckenkreuze in der Apsis und im Naos sowie eine in der Tabula Ansata angebrachte Inschrift ohne Datum aufweist und aufgrund der Buchstabenform dem 6. Jahrhundert zugeschrieben wird, wird detailliert beschrieben, hinsichtlich der Reliefdekoration einigen additiven Architekturen der Region gegenübergestellt und als Vergleichsbeispiel für die Datierung anderer einschiffiger Kirchen mit gleichen Besonderheiten eingesetzt. Bei den „Double-Aisled Churches“ handelt es sich um zwei nebeneinanderliegende Naos, die gleichzeitig oder nacheinander entstanden sind. Auch hier gelten Deckenkreuze als Hauptargument für die Datierung. Die Vergleiche und die Datierungsvorschläge sind in mehreren Fällen überzeugend. Da es sich aber bei einigen Deckenkreuzen eindeutig um Imitationen von Prozessionskreuzen handelt, wäre es m. E. nicht verkehrt gewesen, darauf näher einzugehen, z. B. ob dadurch weitere und abweichende Datierungskriterien gewonnen werden könnten. RO verweist nämlich (S. 264) anhand einer Inschrift in einer späteren

Kirche auf das Wort „signon“, das in der Sekundärliteratur als „Prozessionskreuz“ gedeutet wird (vgl. C. JOLIVET-LEVY, *Les églises byzantines de Cappadoce: Le programme de l'apside et de ses abords*. Paris 1991, 186). Irritierend ist die Aussage hinsichtlich der Üzümlü Kilise in Zelve: „The Church represents the earliest example of the tripartite sanctuary in Cappadocia“ (S. 45). RO legt dieser Kirche eine Datierung zu Beginn des 7. Jahrhunderts zugrunde, obwohl die von ihm als Werk des 6. Jahrhunderts akzeptierte Durmuş Kadir Kilisesi in Avclar ebenfalls drei Apsiden im Osten aufweist. Weiterhin bin ich nicht sicher, ob die Nische in den Naoi – auch wenn sie nahe zur Ostpartie der Kirchen angebracht ist – pauschal als Prothesis bezeichnet werden darf (S. 49), weil m. E. noch immer nicht gesichert ist, ob der Prothesis-Ritus im Naos stattfinden konnte (für eine Deutung solcher Nischen als Proskynetarion siehe N. ASUTAY, *Byzantinische Apsisnebenräume. Untersuchung zur Funktion der Apsisnebenräume in den Höhlenkirchen Kappadokiens und in den mittelbyzantinischen Kirchen Konstantinopels*. Weimar 1998, 42–46).

„Three-Aisled Churches“ (S. 49–55) behandelt basilikale Bauten, deren Bauplastik im Vordergrund steht. Ausgewählte Beispiele werden beschrieben und durch Abbildungen visualisiert. Dass die kreuzförmige Krypta im Apsisraum der Johannes-Kirche in Çavuşin mit derjenigen der Studioskirche in Konstantinopel Ähnlichkeit aufweist, ist zwar einleuchtend (S. 49), die Proportion der Kirche mit denen der Studiosbasilika zu vergleichen, erscheint mir aber problematisch. Man wünschte sich hier nähere Vergleiche mit den additiven Kirchen, vor allem hinsichtlich des bevorzugten querrrechteckigen Formats. Auch eine kurze Gegenüberstellung der Bauplastik mit den römischen Denkmälern wäre nützlich gewesen. Die Durmuş Kadir Kilisesi in Avclar wurde zwar in der Literatur aufgrund einiger liturgischer Einrichtungen wie Solea und Ambon dem 6. Jahrhundert zugeschrieben, was auch RO übernimmt, doch sollte die von Ambon und Solea abgeleitete Frühdatierung mit Vorsicht betrachten werden (Diskussion dazu bei M. DENNERT, *Mittelbyzantinische Ambone in Kleinasien*. *IstMitt* 45 [1995] 137–147, bes. 142).

Der Abschnitt „The Transition Period and its Aftermath (Late Seventh through early tenth centuries)“ (S. 55–76) behandelt die Zeitspanne von späten 7. bis zum früheren 10. Jahrhundert. Besonders in dieser Periode waren die östlichen Provinzen des byzantinischen Reiches Schauplatz der Auseinandersetzungen mit Persern bzw. mit Arabern, weshalb viele Orte verlassen wurden oder geschrumpft sind. Anhand der Pollenanalysen von Nar Gölü kann RO beispielhaft darlegen, dass der Ort um 670 verlassen wurde. Dieser Abschnitt setzt sich vor allem mit der Frage auseinander, wie das alltägliche Leben und die künstlerische Tätigkeit in dieser Zeit sich fortsetzen konnten. Die Kirchen werden auch hier nach ihren Grundrissformen in vier Abschnitte untergliedert: „Single-Aisled“ (S. 58–64), „Double-Aisled“ (S. 64–72), „Three-Aisled“ (S. 72), „Domed Cruciform Churches“ (S. 72–76). Für viele Monumente werden die Datierungen ins 9. bzw. frühe 10. Jahrhundert übernommen, die auf Malereianalysen basieren. In seltenen Fällen wie der Johannes-Kirche in Güllüdere besitzen wir eine Malereinschrift mit Datierung ins frühere 10. Jahrhundert. Der Abschnitt „Middle Byzantine

Period (Tenth and Eleventh Centuries)“ (S. 76–175) behandelt zunächst Höhlenkirchen mit unterschiedlichen Grundrissen (S. 76–86). Der Abschnitt „Masonry Churches“ (S. 86–97) beinhaltet überwiegend Kreuzkuppelkirchen. Es wäre auch hier sinnvoll gewesen, wenn RO – besonders im Falle der Çanlı Kilise – die Datierungsvorschläge ins 13. Jahrhundert und die Gründe dafür (Bogenbildungen, Polychromie, Ziegelornamente) wenigstens erwähnt hätte (siehe dazu M. RESTLE, *Kappadokien*. *RbK* 3 [1978] 968–1115, bes. 1027: „[die] Kirche ist nicht vor dem 13. Jahrhundert einzuordnen“; N. ASUTAY-EFFENBERGER, *Byzantinische (griechische) Künstler und ihre Auftraggeber im seldschukischen Anatolien*, in: *Knotenpunkt Byzanz. Wissensformen und Kulturelle Wechselbeziehungen*, hrsg. von A. Speer – Ph. Steinkrüger. Berlin – Boston 2012, 799–818, bes. 811–812). Die Gregor-Kirche in Güzelyurt, die aus dem 19. Jahrhundert stammt, bedarf m. E. einer eingehenden Untersuchung, um den Vorgängerbau, dessen Teile in der jüngeren Kirche wiederverwendet wurden, richtig einordnen zu können (S. 89).

„Rock-Cut Churches and Chapels: The Cross-in-Square Churches“ (S. 97–106) beschäftigt sich mit den Kreuzkuppelkirchen der Höhlenarchitektur. Die früheste Kreuzkuppelkirche in Göreme (Kılıçlar Kilisesi) fand besondere Aufmerksamkeit. RO ging hier auf die Frage ein, welche Modelle der ausführende Meister vor Augen gehabt haben könnte. Weitere Kirchen wurden zum Teil detailliert beschrieben und die Eigenschaften des Tuffgesteins, das den Werkleuten einen breiten Spielraum ermöglichte, thematisiert. Einige Besonderheit wie die Templonanlagen könnten m. E. in die Überlegung einbezogen und diskutiert werden. Der Autor schreibt nämlich später hinsichtlich der Templonanlagen (S. 171): „Most scholars agree that the closed templon or iconostasis, did not appear until at least the late twelfth century and probably later“. Man fragt sich aber zu Recht, weshalb die aus dem gleichen Felsen ausgehöhlten und mit der Kirche gleichzeitig entstandenen, geschlossenen Templonanlagen der Çarıklı Kilise oder der Elmalı Kilise in Göreme nicht als Datierungskriterium eingesetzt wurden. Hinsichtlich der von RO als Direkli Kilise bezeichneten Anlage in Kızılcukur muss eine Unterstellungen zurückgewiesen werden: RO behauptet S. 104, Anm. 162, dass „Asutay and Warland, ‚Kreuzkuppelkirche und Klosteranlage‘, fig. 1, incorrectly shows this [Sitzplatz] as an altar“. Die Autoren haben das niemals behauptet und ganz im Gegenteil darauf hingewiesen: „Das mittlere Bema war mit einem Synthronon ausgestattet. In der Mitte der Apsis befindet sich der Priestersitz, der mit der Apsis verbunden ist. Spuren eines Altars fehlen“, siehe N. ASUTAY – R. WARLAND, *Kreuzkuppelkirche und Klosteranlage im Kızılcukur bei Çavuşin/Kappadokien*. *IstMitt* 42 (1992) 307–321, bes. 317. Auf S. 104, Anm. 161 stuft RO die Datierung der Autoren ohne Argument als „improbable“ und „incorrect“ ein, nimmt aber selbst keine Korrekturen vor.

„Other Plans“ (S. 108–115) setzt sich mit Kirchen auseinander, die in Kappadokien selten vorkommen. Doch die Ala Kilise in Belisırma, eindeutig eine aus neun Jochen bestehende Kreuzkuppelkirche, mit der justinianischen Apostelkirche zu vergleichen, erscheint mir reichlich problematisch.

Das Überleitungselement zur Kuppel in der Trikonchoskirche von Tağar, das eine gewisse Ähnlichkeit mit seld-

schukischen Monumenten des 13. Jahrhunderts aufweist, wird in der Forschung als „Türkische Dreiecke“ bezeichnet. Dieses Überleitungselement ist seit dem 8. Jahrhundert in der türkischen Architektur außerhalb Anatoliens bekannt und wurde zweifellos durch die Seldschuken nach Anatolien vermittelt. RO erklärt dieses Element ohne Diskussion für „byzantinisch“, doch kann das Problem so einfach nicht abgetan werden (siehe dazu N. ASUTAY-EFFENBERGER, „Türkische Dreiecke“ als Überleitungselemente zur Kuppel und die Datierung einiger Höhlenkirchen Kappadokiens, in: *From the Huns to the Turks. Mounted Warriors in Europe and Central Asia* [im Druck]).

Unter dem Abschnitt „Multiple-Phase Churches“ (S. 115–130) werden Kirchen behandelt, die zu unbestimmter Zeit um weitere Räumlichkeiten erweitert wurden. Im Falle der Barbara-Kirche in Soğanlı bin ich mir nicht sicher, ob die nördliche Kapelle mit eigenem Eingang tatsächlich eine spätere Hinzufügung ist, worauf die abgebrochene Wand zwischen beiden Naoi angeblich hinweisen soll. Einige Kirchen werden unter „Workshop, Copies and regional Variations“ behandelt (S. 130–150). Dazu gehören Çarıklı Kilise und Barbara-Kirche in Göreme, wobei diese Kreuzkuppelkirchen sieben Jochen haben und in beiden die westlichen Eckkompartimente fehlen. RO schrieb: „While the design of the Çarıklı Kilise seems to have been the result of the poor planning, the church was evidently important enough within the community to be replicated in the Barbara Church“ (S. 130). Aufgrund der Templananlagen würde ich die Barbara-Kirche vor der Çarıklı Kilise ansetzen und auch hier die Frage stellen, inwieweit dieser Bautypus auf additive Kirchen zurückgehen könnte, wie z.B. auf die Amphilikos-Kirche in Konya (vgl. S. EYICE, Konya'nın Alâeddin Tepesinde Selçuklu Öncesine Ait Bir Eser: Eflâtlun Mescidi. *Sanat Tarihi Yıllığı* 4 [1970–71] 269–302). Da eine andere Variante dieses Typus in der Cambazlı Kilise in Ortahisar (siehe N. THIERRY – J.-M. THIERRY, Une nouvelle église rupestre de Cappadoce: Cambazlı Kilise à Ortahisar. *Journal des Savants* [Janvier–Mars 1963] 5–23) vorliegt, die von RO erstaunlicherweise nicht berücksichtigt wurde, wird eher bestätigt, dass hier nicht unbedingt „poor planning“ vorliegt. RO wiederholt hier (S. 134) die Forschungsmeinung, wonach die Sarıca Kilise und die Kirche Nr. 3 der gleichen Werkstatt angehören (siehe N. ASUTAY, Die Yokuş Başı Kilisesi (Kirche Nr. 3) im Kepez-Tal bei Ortahisar Kappadokien. *IstMitt* 44 [1994] 357–362, bes. 362: „Die Ähnlichkeit zwischen den drei Kirchen, die eine gemeinsame Gruppe im Kepez-Tal bilden, ist tatsächlich augenscheinlich. Innerhalb dieser Gruppe eine Entwicklungsreihe aufzustellen, muß jedoch hypothetisch bleiben“. – Ousterhout „Kepez 2a“ entspricht Asutay „untere Kirche im Kegel B“; Ousterhout „Kepez 3“ entspricht Asutay „Kirche Nr. 3“). Der Versuch, eine chronologische Abfolge innerhalb der Gruppe Sarıca Kilise, Kepez Kirche Nr. 2a und Kepez Kirche Nr. 3 aufzustellen, ist m. E. problematisch. Die von RO übernommene Datierung der Kepez Kirche Nr. 3 ins 10. Jahrhundert geht auf Sue Ann Wallace zurück und basiert auf der irrtümlichen Annahme, dass die Kirche fünf Kuppel besaß, was die Autorin zum Vergleich mit der Nea Ekklesia bzw. der Nordkirche des Konstantinos Lips Klosters in Konstantinopel veranlasst hatte (S. A. WALLACE, *Liturgical Planning in Some Cappadocian Churches. A Re-Evaluation*

Following Recent Excavations in Central Anatolia. Mediterranean Archaeology 3 [1990] 28–38; zu weiteren Fehlern der Autorin vgl. ASUTAY, Die Yokuş Başı Kilisesi). Die Auffindung der Haç Kilise 1 in Soğanlı ist ein Verdienst des Autors, wobei er erkannte, dass diese ohne Zweifel aus der gleichen Werkstatt wie die Haç Kilise 2 stammt, die in den achtziger Jahren von mir entdeckt wurde (Die Kirche wurde in N. ASUTAY-FLEISSIG, *Templananlagen in den Höhlenkirchen Kappadokiens*. Frankfurt am Main 1996, 79–80, 107–109, 126 nicht nur „noted“, wie RO behauptet [S. 147, Anm. 224], sondern auch hinsichtlich ihrer Templananlage gründlich untersucht). Unter „The Thirteenth Century“ (S. 150–157) behandelt RO – neben einigen Anbauten an bestehenden additiven Kirchen – die inschriftlich für diese Zeit gesicherten Höhlenkirchen. Die Inschriften beziehen sich allerdings auf die Malerei, daher wäre hier die Miteinbeziehung weiterer Kriterien der Architektur wie Templan oder „türkische Dreiecke“ zu wünschen. Die Aussage des Autors „there is very little new or often innovative in this period, and often we find older sites reused or expanded“ erinnert zum Teil auch an die Situation in Konstantinopel in der palaiologischen Zeit.

In „Conclusions“ (S. 157–175) werden einige architektonische Elemente besprochen. In „Domes and Transition to Dome“ (S. 158–169) geht RO erneut auf die „türkischen Dreiecke“ ein. Seine Vorstellung, dass der Trikonchos von Tağar als Vorbild für die „türkischen Dreiecke“ gedient haben könnte, ist aus den oben dargelegten Gründen inakzeptabel, allein schon deshalb, weil die Kirche nicht sicher datiert ist (S. 162–163). Weiterhin bin ich skeptisch, ob jedes dreiecksförmige Überleitungselement als „Pendentif“ bezeichnet werden darf, da hier eine völlig andere geometrische Form zugrunde liegt (siehe ASUTAY-EFFENBERGER, „Türkische Dreiecke“). In einem kurzen Abschnitt „Liturgical Arrangements“ (S. 169–174) geht RO vor allem auf die Templananlagen ein, wobei diese, wie bereits oben angemerkt, bei der Datierung der Architektur kaum Berücksichtigung finden. Weitere Einrichtungen wie Altäre, Synthronon oder die Anordnung der Nebenapsiden werden in „Sanctuary Furnishing“ (S. 174–175) und „Lateral Apis and Multiple Sanctuaries“ (S. 175) hinsichtlich ihrer Bedeutung kurz besprochen. Es wäre auch hier wünschenswert gewesen, wenn ein aktuelles Forschungsergebnis zur Templananlage der Neuen Tokalı in Göreme Berücksichtigung gefunden hätte (vgl. R. WARLAND, Das Templan der Neuen Tokalı Kilise in Göreme, Kappadokien, in: B. Borkopp – Th. Steppan [Hrsg.], *Lithostroton. Studien zur Byzantinischen Kunst und Geschichte. Festschrift für Marcell Restle*. Stuttgart 2000, 325–332). Auch die Bildprogramme der unterschiedlichen Altarräume der Kirche und die Funktion der Öffnungen zwischen den Altarräumen hätten thematisiert werden können (siehe ASUTAY, *Byzantinische Apsisnebenräume* 31–35).

Mit „Painting in Context“ (S. 177–269) ist der zweite Hauptabschnitt des Buches übertitelt, der ebenfalls mehrere Unterabschnitte aufweist. In „Artistic Style and Workshops Practices“ (S. 178–190) stellt RO zunächst seine Auffassung dar: „when confronted with an incomplete visual record, analyses of style may be more useful than iconography because it can be understood even fragmentary remains“ (S. 178), wobei er warnend hinzugügt: „Of course, it is also

useful to underscore that a single period style never dominated artistic production in Cappadocia, and that many different styles could exist side by side even within a small area“ (S. 183). Ich selbst sehe ein allein auf stilistische Kriterien gegründetes Urteil als problematisch an, da ein Künstler auch bewusst auf eine frühere Stilrichtung zurückgreifen konnte. Obwohl der Autor darlegt, dass ihm an einer Kontextualisierung mehr als an einer Analyse der Bilder gelegen ist, können falsche Annahmen der Datierung hinsichtlich der „Kontextualisierung“ eher kontraproduktiv sein. RO geht kurz auf die Forschungsmeinungen aus dem französisch- und englischsprachigen Raum ein, um die zeitliche Einordnung besonders der drei Hauptkirchen in Göreme (Karanlık, Elmalı und Çarıklı) zu begründen. Die Ansichten von Marcell Restle und Rainer Warland und ihre Spätdatierung werden zwar erwähnt (S. 187), man würde aber gern etwas über ihre Argumente erfahren.

„Formats and Modes“ (S. 190–142) skizziert knapp die „Nonfigural Sculpture“ (S. 191). „Folkloric Painting“ (S. 191) setzt sich mit den Kirchen auseinander, die einfache lineare Zeichnungen, Kreuze oder stilisierte Figuren aufweisen. Diese wurden in roter, seltener in grüner Farbe auf die nackten Wände aufgetragen. Viele Kirchen wurden später ganz oder teilweise ausgemalt, während andere so belassen blieben. Die Deutung solcher Malereien in einiger Fällen als apotropäisch dürfte zutreffen. „Nonfigurativ Ornament“ (S. 198–204) behandelt Kirchen, die ins 9./10. Jahrhundert datiert werden und gemalte Kreuzdarstellungen an der Decke aufweisen, die zum Teil mit ornamentaler und marginaler figürlicher Malerei kombiniert wurden. „Isolated Figures“ (S. 204–207) befasst sich mit Kirchen, die nur einzelnen Paneele aufweisen, aber auch in Kirchen vorkommen, die mit „folkloric painting“ ausgestattet sind. In manchen Fällen erführen die vorgegebenen Architekturformen für die Auftragung der Paneele Änderungen. Für RO ist dieser Sachverhalt auf „the lack of coordination between the painter and carver“ zurückzuführen und in einigen Fällen „the images were added one at time, presumably as votives, by those buried in the church“ (S. 204). Dabei werden auch Kirchen aufgeführt, wo solche Ausstattungen nicht unbedingt als „votiv images“ gedeutet werden können (S. 207). Es ist also schwer sich ein Urteil zu bilden, denn man kann auch die Frage stellen, ob die finanziellen Möglichkeiten des Auftraggebers eine Rolle gespielt haben könnten.

In „The Choir of Saints“ (S. 207–208) stellt RO Malereien von drei Kirchen (Meryem Ana und Yusuf Koç Kilisesi in Göreme und Direkli Kilise in Belisırma) vor, die überwiegend einzelne Heiligenfiguren aufweisen. Diese können RO zufolge die *vitae* der jeweiligen Heiligen in Erinnerung rufen und die fehlenden Szenen imaginär vervollständigt werden, was für gebildete Personen zweifelsfrei gelten kann. „Apsis Programs“ (S. 208–217) behandelt hauptsächlich die Malereiausstattung der Kirchen, in denen ein Kreuz, ab dem 10. Jahrhundert die Majestas Domini oder Theophanievisionen und seit Beginn des 11. Jahrhunderts auch die Deesis vorkommen. Es werden auch einige Apsisbilder erwähnt, die singular zu sein scheinen, wie z.B. in der Neuen Tokalı Kilise in Göreme die Kreuzigungsszene und, darunter angebracht, Kreuzabnahme, Grablegung, Anastasis und Frauen am Grab. RO akzeptiert die Datierung der Kirche um 960.

Hier hätten zumindest die spätere Datierung der Kirche durch Hanna Wiemer-Enis und ihre Argumente erwähnt werden müssen, vor allem aber ihre Auseinandersetzung mit dem Apsisbild im Pantokrator Kloster (Heroon) in Konstantinopel, das um 1137 mit einem Mosaik ausgestattet gewesen sein muss (vgl. H. WIEMER-ENIS, Die Wandmalerei einer kappadokischen Höhlenkirche: Die neue Tokalı in Göreme. Frankfurt am Main u. a. 1993, 144–146). „Contunious Narration“ (S. 217–221) fokussiert auf Kirchen aus dem 9. und 10. Jahrhundert, die christologische Szenen zeigen. „Evolving Programs“ (S. 221–229) setzt sich mit entwickelten Bildprogrammen auseinander, und zwar auch in solchen Kirchen, die für derartige Programme nicht vorgesehen waren, was zu unterschiedlichen Lösungen geführt hat.

Im Abschnitt „Middle Byzantine Bildprogram“ (S. 229–239) werden die Kirchen im Soğanlı- und Göreme-Tal diskutiert. Die Bildprogramme werden einzeln beschrieben, gegebenenfalls werden Inschriften berücksichtigt und die Anpassung der Programme in solchen Kirchen untersucht, die mit einer Tonne überwölbt sind (Soğanlı) oder zum Teil Variationen der Kreuzkuppelkirchen aufweisen (Göreme). Von den behandelten Kirchen sind nur Barbara-Kirche (1006 oder 1024) und Karabaş Kilise im Soğanlı-Tal (1060–1061) inschriftlich sicher datiert, leider wurde die Spätdatierung des zweiten Malschicht der Karabaş Kilise nicht thematisiert (vgl. M. RESTLE, Zum Datum der Karabaş Kilise im Soğanlı Dere. *JÖB* 22 [1970] 261–266). Im Abschnitt „Thirteenth Century“ (S. 239–242) werden die Malereien von drei Kirchen, die inschriftlich datiert sind, knapp beschrieben. Weshalb hier die Vierzig Märtyrer-Kirche in Şahinefendi nicht berücksichtigt wurde, die inschriftlich auf den Anfang des 13. Jahrhunderts datiert ist, bleibt ein Rätsel. Vor allem der von Marcell Restle unternommene Vergleich zwischen dieser Kirche und einigen anderen, die ins 11. Jahrhundert datiert worden sind, würde diejenigen Leser interessieren, die eine argumentative Auseinandersetzung erwarten (siehe RESTLE, Kappadokien 1002–1004).

In „Relationship to Architectural Setting“ (S. 242–256) stellt RO dar, welche architektonischen Änderungen die Maler in einigen Kirchen vornehmen mussten, um eine Szene unterbringen zu können, oder wie sie ihre Szenen an die vorgegebene Architektur anpassten. Wie zu Recht festgestellt wird, können in vielen Fällen Architekt und Maler nicht zusammengearbeitet haben. Wenn die Aussage „The ability of having both a master painter present at the same site as the same time, to plan in advance“ (S. 249) zutreffen sollte, müsste m. E. auch die Möglichkeit ins Auge gefasst werden, dass viele Kirchen nicht für eine endgültige Malereiausstattung vorgesehen waren und zwischen der Aushöhlung und der Ausmalung in einigen Fällen sogar Jahrhunderte liegen konnten.

Der Abschnitt „Words and Images“ (S. 256–267) beschäftigt sich mit den Inschriften, die die Malerei begleiten. Diese können, wie RO darlegt, mit dem Auftraggeber in Verbindung stehen, Meisternamen oder liturgische Texte enthalten. In einigen Kirchen stehen die Inschriften nicht mit den Szenen in Verbindung. In einigen Fällen wurden sie von Personen geschrieben, die den Inhalt nicht verstanden haben. Interessant sind auch Inschriften, die die Malerei ersetzen. Mir stellt sich die Frage, ob man hier von einer ikonoklasti-

schen Datierung ausgehen könnte. Im Abschnitt „Too Many Words“ (S. 267–269) vertritt RO der Meinung, dass die geschriebenen Texte den sozialen Status und die Bildung des Auftraggebers demonstrieren. Das trifft aber nicht immer zu, da es anscheinend im Falle der Basileios-Kirche in Mustafa Paşa (S. 263) keine Personen gab, die die orthographischen Fehler korrigieren konnte.

Im dritten Hauptteil „Visualizing Community“ (S. 271–368) versucht RO anhand der erhaltenen profanen Höhlenbauten die Sozialgeschichte Kappadokiens zu erhellen, wofür jegliche Schriftquellen fehlen. Nach einer kurzen Einführung in die römischen Siedlungen bzw. Bauten („Late Antique Urbanism“ S. 272–273) werden die „Elite Houses“ (S. 275) und „Middle Byzantine Settlements“ (S. 275–277) behandelt. Im Abschnitt „Villages“ (S. 277–278) werden besonders die beiden Region Zelve und Çavuşin hervorgehoben, wobei m. E. nicht klar nachvollzogen werden kann, was in diesen Regionen besonders ist, und was sie von anderen unterscheidet. „Courtyard Complexes“ (S. 279–288) beschäftigt sich mit den Bauten, deren Räumlichkeiten um einen offenen Hof angeordnet sind und in denen ein Refektorium fehlt. Für Beispiele, die mit „Elite Houses“ in Verbindung gebracht werden (und auch für die Vergleichsbeispiele aus dem Mittelmeerraum), hat RO in der Regel auf sein früheres Buch zurückgegriffen (R. G. OUSTERHOUT, *A Byzantine Settlement in Cappadocia*. Washington, D.C. 2005). Die in einem anderen Abschnitt besprochene Karabaş Kilise könnte m. E. auch hier als Vergleichsbeispiel erwähnt werden (S. 303–306), da nämlich deren Nutzung als Kloster gesichert, aber kein Refektorium vorhanden ist und eine gewisse Ähnlichkeit mit den Hofanlagen besteht. Ob hier ein „Elite House“ später in ein Kloster umgewandelt worden sein könnte oder ein Refektorium nicht das entscheidende Kriterium für die Bestimmung solcher Anlagen als Kloster ist, sollte auf jeden Fall noch untersucht werden.

In „Enclosed Courtyard Complexes“ (S. 288–293) beschreibt RO nach dem gleichen System Anlagen, wo der Hof an allen Seiten geschlossen ist. Der Abschnitt „Large Agrarian Village“ (S. 293–325) beinhaltet die drei Regionen Soğanlı, Erdemli und Açık Saray, wo neben Kirchen z.T. auch Klöster oder als „Elite Houses“ bezeichnete Anlagen vorkommen. Die Bauten werden auch hier knapp, aber präzise beschrieben und um Bilder und Pläne bereichert. Nur bin ich nicht sicher, ob das nördliche der zweischiffigen Geyikli Kilise tatsächlich als Narthex angesehen werden kann (S. 300), da mir aus Kappadokien keine Beispiele bekannt sind, wo ein Narthex mit allen liturgischen Einrichtungen ausgestattet wurde. Bei der Behandlung des Refektoriums bzw. der Nische an der rechten Seite des Thrones gibt RO in einer Fußnote die Meinung von Nicole Thierry wieder, wonach die kuppelartige Aushöhlung des Raums für ein Polykandelon bestimmt gewesen sein könnte (S. 301, Anm. 52). Doch machte Rainer Warland, ausgehend von Überlegungen von Raoul Blanchard und Pierre Couprie, auf den Ritus der „Auffahrt der Panagia“ aufmerksam, der besonders in der spätbyzantinischen Zeit in den Refektorien stattgefunden haben soll. Wie Warland darlegt, könnte das Refektorium der Geyikli Kilise das erste erhaltene Beispiel für den Ritus sein (R. WARLAND, *Byzantinisches Kappadokien*. Darmstadt 2013, 52). Nach den erhaltenen Malereien und Inschriften zu

urteilen, war die Karabaş Kilise in Soğanlı ein Doppelkloster und hätten m. E. im Zusammenhang mit der Yılanlı Kilise am gleichen Ort etwas eingehender erörtert werden können.

Der Abschnitt „Administrative and Military Centers“ (S. 325–341) beschäftigt sich hauptsächlich mit der Region um die Çanlı Kilise, wo ebenfalls Residenzen, Kirchen und Klöster vorhanden sind. „Security Fortresses, Underground Cities, and Redoubts“ (S. 341–349) behandelt die strategischen Orte und unterirdischen Anlagen. In der knappen Auseinandersetzung mit „Social Structure“ (S. 349–350) macht RO auf Individuen aufmerksam, die in einigen Kircheninschriften genannt sind und in der Regel einen mittleren Militärtitel tragen, wie z.B. die Mitglieder der Skepides-Familie (Protospatharios) in Soğanlı. Da uns jegliche Schriftquellen fehlen, ist es nicht sicher, ob alle diese Personen ständig an diesen Orten gelebt haben oder die Stiftungen eher für ihren Ruhestand – vielleicht in ihren Geburtsorten – bestimmt waren. Soweit mir bekannt ist, gibt es nämlich außer einer „Han“ genannten Anlage in Soğanlı keine weiteren Bauten, die man mit Elitenresidenzen in Verbindung bringen könnte. Im Abschnitt „Forms, Functions and Meanings“ (S. 351–357) kommt RO auf die Funktion der unterschiedlichen Räumlichkeiten dieser Anlagen zurück, wobei er herausstellt, dass die Nutzung mehrerer Räume unbekannt bleibt. Unter dem Abschnitt „Utilitarian and Agricultural Spaces“ (S. 359–368) werden die Einheiten besprochen, deren Funktion als Küche (S. 360), Ställe (S. 363), Keltereien (S. 363–364), Mühlen (S. 364), Bienenhaltung (S. 365), Wasserversorgung (S. 365–367) oder Taubenschläge (S. 367–368) feststellbar ist. Doch aufgrund der Bauweise kann man nicht sicher sein, ob alle diese Nutzungen bereits in byzantinischer Zeit stattfanden. Um daraus Rückschlüsse auf das soziale Leben in einer bestimmten Zeitspanne zu ziehen, sollte man eher Vorsicht walten lassen. RO betont hin und wieder die bis ins 13. Jahrhundert andauernde Kontinuität (S. 317), auch in der Weinproduktion (S. 363). Gleichwohl lehnt er für eine Inschrift eines Weinproduzenten, wofür zwei unterschiedliche Lesungen (um 1052/53 und 1252/53) möglich sind, die Spätdatierung ohne Begründung als „less likely“ ab (S. 364).

Der vierte Hauptteil „Landscapes of Commemoration. Monasteries and Cemeteries“ (S. 371–480) mit dem Unterabschnitt „Tombs and Cemeteries“ (S. 372–385) gibt einen Überblick über die Lokalisation einzelner Gräber und Friedhöfe sowie über die Bedeutung der Friedhöfe für die spätere Einrichtung von Klosteranlagen. Der Abschnitt „Monasticism“ (S. 385–402) beschäftigt sich mit der Entwicklung des monastischen Lebens und seiner Organisation in Kappadokien. Einige Anlagen werden detailliert beschrieben, z. B. das Archangelos-Kloster in Cemil, das nach einer erhaltenen Inschrift im 13. Jahrhundert in Nutzung war. Das 13. Jahrhundert hätte man sich in diesem Abschnitt ausgiebiger diskutiert gewünscht. „Hermitages“ (S. 402–405) behandelt hauptsächlich drei berühmte Eremitagen, die in separaten Kegeln eingerichtet wurden.

Anregend sind ohne Zweifel die Abschnitte „The Problem of Göreme“ (S. 411–474), „Göreme Necropolis“ (S. 415–474), „Monasteries and Commemorative Spaces“ (S. 474–478), „Pilgrimage and Veneration“. Die Klosteranlagen, deren Räumlichkeiten und die Gräber wurden einzeln untersucht. Hier geht RO auch auf die Frage ein, ob das Vorhan-

densein eines Refektoriums immer auf die Funktion der jeweiligen Anlage als Kloster zurückzuführen ist. Mehrere Refektorien stehen besonders in dieser Region vereinzelt da. Die Argumente des Autors, dass diese vielmehr mit dem Totenkult in Verbindung stehen, ist einleuchtend und gibt neue Anregungen für künftige Forschungen. „Conclusion“ (S. 483–493) gibt eine abschließende Zusammenfassung. Bei der Auseinandersetzung mit der symbolischen „microarchitektur“ und den kleinformatigen Höhlenkirchen Kappadokiens soll man nicht außer Acht lassen, dass diese – unabhängig von ihrer liturgischen Ausstattung, die in einigen Fällen symbolischen Character hat, wie der Autor schreibt – trotz ihrer Dimension immer begehbar sind. Abgesehen davon wird in Kappadokien selbst – zumindest in den Maleereien der Kirk Dam Altı Kilisesi/Belisırma – Microarchitektur in Gestalt eines kleinen Modells dargestellt, das aber gebaute Architektur wiedergibt. Mit einem Anhang „Abbreviations“ (S. 495–496), „Bibliography“ (S. 497–507) und „Index“ (S. 509–532) endet das Werk.

Das Buch stammt aus der Feder eines namhaften Forschers der byzantinischen Kunstgeschichte, der erfreulicherweise in den letzten Dekaden intensiv die Aufmerksamkeit auf Kappadokien gelenkt hat. Sein Werk untersucht einzelne Orte und Bauten Kappadokiens unter unterschiedlichen Aspekten und untermauert die von der neueren Forschung vertretene Auffassung, dass Kappadokien nicht nur als Klosterlandschaft angesehen werden kann. Erstmals werden außer Kirchen viele unterschiedliche Monumente wie Gräber, Refektorien, Profanbauten, Nutzräume zusammen dargestellt. Präzise Beschreibungen, begleitende Bilder, neue Pläne und Karten erleichtern dem Leser das Verständnis. Auch welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu anderen byzantinischen Kunstzentren festzustellen sind, ist in vielen Fällen nachzuvollziehen. Das Buch bietet viele Anregungen für künftige Forschungen und eröffnet neue Diskussionen.

Ein Problem sehe ich darin, dass bei der Auseinandersetzung mit der Architektur öfter die Malerei als Datierungskriterium zugrunde gelegt wird, obwohl in vielen Fällen Jahrhunderte dazwischen liegen können, was eine chronologische Einordnung der Architektur erschwert. Ein weiteres Problem besteht darin, dass – wie der Autor selbst betont – etliche Fragen leider ohne Hilfe der Schriftquellen beantwortet werden müssen und in vielen Fällen eigene und zum Teil subjektive Interpretationen im Vordergrund stehen. Subjektiv sind sie auch deshalb, weil der Autor keinen Raum für Argumentationen lässt: indem er einige Datierungsvorschläge *a priori* annimmt und seine Thesen darauf gründet, ignoriert er die Gegenmeinungen, die nur selten in den Fußnoten Erwähnung finden. Auch Indizien für eine Datierung in das 13. Jahrhundert, die man aus der Architektur gewinnen könnte, werden nicht berücksichtigt. Die Inschriften, die wertvolle Hinweise auf das soziale Leben in Kappadokien im 13. Jahrhunderts bieten, werden kaum thematisiert. Die von einigen Forschern begründeten Spätdatierungen vieler Denkmäler in das 13. Jahrhundert würde bei gleicher Fragestellung durchaus zu anderen Resultaten hinleiten, die zu einer anderen Kontextualisierung führen würden. Viele Ergebnisse des Buches müssen daher als nicht hinlänglich begründet angesehen werden, was der Autor selbst einräumt: „This study is not intended to be the final word on Byzantine Cappadocia—far from it.“ (S. 491)

Neslihan Asutay-Effenberger
Kunstgeschichtliches Institut, Ruhr-Universität
Bochum, Gebäude GA 2/153, Universitätsstraße 150,
D-44801 Bochum
Neslihan.Asutay-Effenberger@ruhr-uni-bochum.de